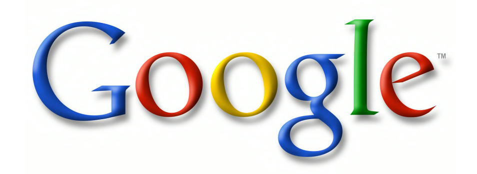
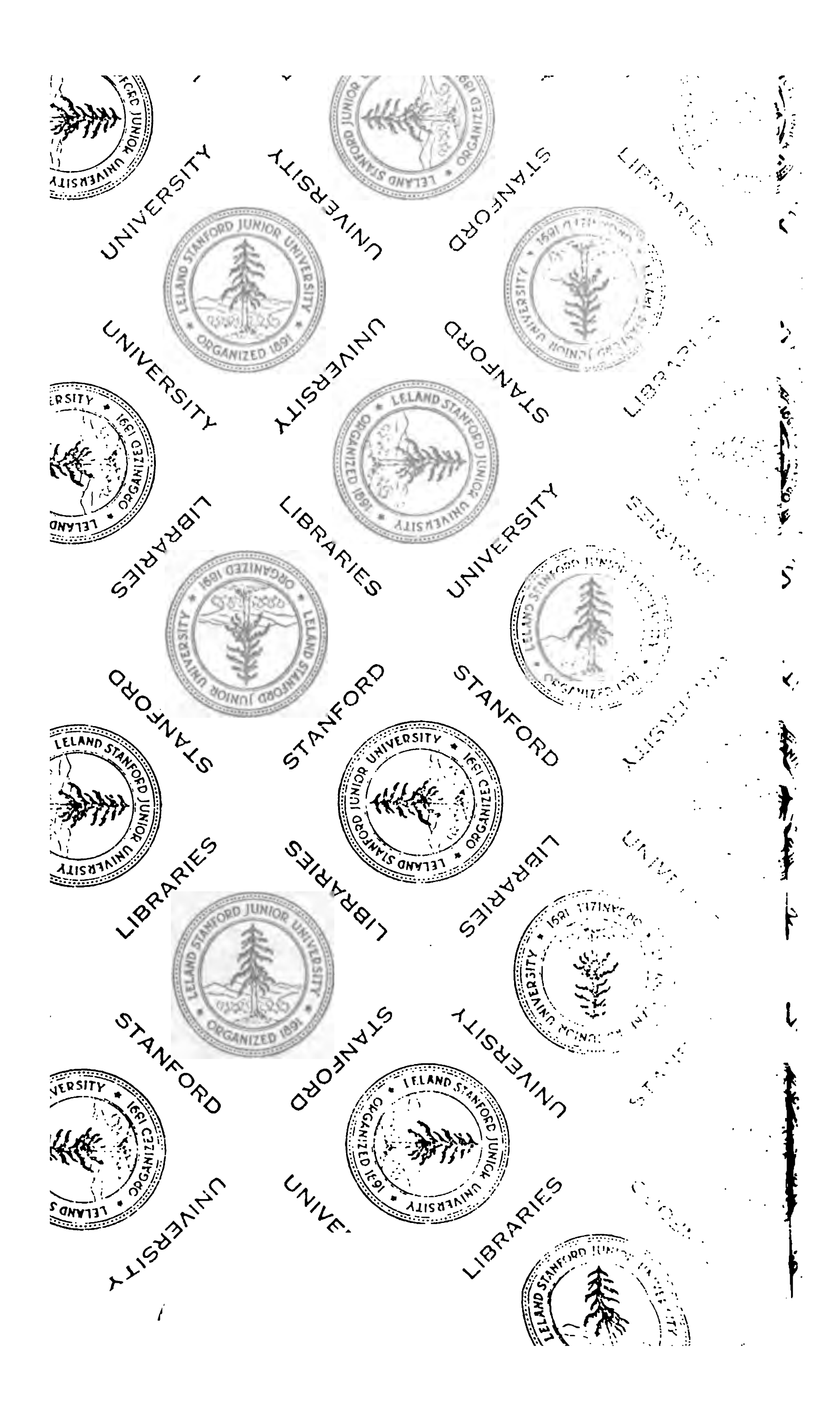
















STREITFRAGEN

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

VON

EUGEN HERZOG,

PRIVATDOZENT AN DER WIENER UNIVERSITÄT.

ERSTES BÄNDCHEN:

DIE LAUTGESETZFRAGE.

ZUR FRANZÖSISCHEN LAUTGESCHICHTE.



HALLE A. D. S.

VERLAG VON MAX NIEMEYER.

1904.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

HERRN PROFESSOR

WILHELM MEYER-LÜBKE

IN TREUER DANKBARKEIT.

§ 1. Wenn ich im folgenden zur Lösung strittiger Probleme auf dem Gebiete der romanischen Linguistik — die beiden ersten Bändchen sollen solche der romanischen Lautlehre behandeln — einiges beizutragen versuche, so drängt sich mir die Notwendigkeit auf, zu der oft ventilierten Frage: **Gibt es Lautgesetze?** Stellung zu nehmen. Denn es ist ja klar, daſs wenn man die Frage verneint, es streng genommen strittige Probleme der Lautlehre nicht geben kann, wenigstens nicht in dem Sinne und in der Form, wie sie heute immer und immer wieder auftauchen, nämlich mit der Fragestellung: ob ein bestimmtes Phonem in irgend einem Wort oder einer Gruppe Wörter das sei, das wir nach dem übrigen Stand der Sprache erwarten oder ob es bloſs irgend einer Störung der Entwicklung sein Dasein verdanke und wenn letzteres der Fall ist, welcher. Denn derartige Fragen wären ja die müſsigsten, die man nur stellen kann, wenn man irgend eine Regelmäſsigkeit in der Lautentwicklung, d. h. Lautgesetze nicht anerkennt. So hängt denn jene allgemeine Frage einerseits auf das Innigste zusammen mit den besondern, die ich im spätern behandeln will, anderseits rechtfertigt sich die Einstellung dieses Themas unter den Titel dieses Bändchens auch so; handelt es sich doch um Probleme der romanischen Philologie ebensogut wie aller andern Philologien, um Probleme, denen gerade von hervorragenden Romanisten ein erhöhtes Augenmerk zugewandt wurde.[1])

---

[1]) Die Hauptpunkte der folgenden Erörterungen und namentlich das Prinzip der Geschlechterablösung (§ 40 ff.) wurden von mir bereits in meinem Habilitationsvortrag (Juni 1900) und in einem Vortrag in der Gesellschaft für Altertumskunde in Prag (Anfang 1902) entwickelt. Bis damals hatte ich noch wenig Gelegenheit, mich mit der über diese Fragen erschienenen Literatur vertraut zu machen. Diesem Mangel habe ich seitdem teilweise abgeholfen, aber bei ihrem Umfang und ihrer Verstreutheit

Mit dem merkwürdigen Ausweg nämlich, der jetzt öfters
ıgeschlagen wird, um über die Schwierigkeiten dieser prinzi-
ellen Fragen hinauszukommen: dafs man theoretisch die
esetzlichkeit der lautlichen Veränderungen in Abrede stellt,
derseits aber verlangt, dafs man in jedem einzelnen Fall so
e als ob sie vorhanden wäre, kann sich doch der denkende
ensch auf die Dauer nicht zufrieden geben.[1]) Gibt es keine
esetzmäfsigkeit, dann nieder mit dem Stolz der von Bopp,
ott u. a. gegründeten Linguistenschule, die sich verbat, dafs
an „die durch sie begründete sichere, auf festen Lautgesetzen
ruhende Etymologie mit den verrufenen frühern Versuchen
rwechsle“[2]) und die sich etwas darauf zugute tat, dafs die
n ihr angebahnte Art der Grammatik „jener alten Etymo-
gie, deren Prinzip die blofse Lautähnlichkeit war, gegenüber
ste Gesetze des Übergangs aufgestellt habe“[2]). Das ganze
höne, so fest gefügte Gebäude der historischen vergleichenden
prachwissenschaft wäre dann niederzureifsen. — Aber das
ill gewifs auch der enragierteste Gegner der Lautgesetze
cht tun. —

§ 2. Wir wollen im folgenden zweierlei gemeinsam be-
achten, erstens die verschiedenen Auswege, die aus dem
ilemma herauszuführen schienen, zweitens die Gründe, warum
an gegen den Ausdruck Lautgesetz oder gegen die Vorstellung
ner Gesetzmäfsigkeit des Lautwandels war. Es ist klar dafs
ese beiden Punkte innig miteinander zusammenhängen. Denn
enn jemand irgend eine Formel gesucht hat, die von der

---

t es doch leicht möglich, dafs mir manches wichtige entgangen ist und
ıfs manches schon anderswo ausgesprochen ist, von dem ich glaubte, dafs
hier zum erstenmal gesagt werde. Besonders erwähnen mufs ich hier
Wechsslers Schrift: Gibt es Lautgesetze? in den Forschungen zur
omanischen Philologie (Festg. f. Suchier) S. 349 ff., aus der ich auch sonst
lerlei gelernt habe und die mich vor allem durch eine überaus gelungene
bersicht über das bisher Geleistete oft der Mühe überhoben hat, mich
urch die ältere Literatur durchzuarbeiten und nach den früher geäufserten
nsichten zu fahnden. Ich glaube, auch dem nachprüfenden Leser einen
ienst zu erweisen, wenn ich statt auf die verstreuten Originalstellen,
äufig auf die Seiten in Wechsslers Schrift verweise, wo sie zitiert sind.

[1]) Vgl. die sehr wahren Worte, die aus dieser Veranlassung
chuchardt, Über die Lautgesetze, S. 29 f., gesprochen hat.

[2]) Curtius, s. *Wechssler S. 407.*

Auffassung vom Lautgesetz als Naturgesetz wie sie etwa Schleicher vertritt[1]), abweicht, so hatte er offenbar seine Gründe damit unzufrieden zu sein, und wenn man die abweichende Formel bekämpft, mufs man auch die Gründe bekämpfen.

§ 3. Da haben wir zuerst die Vorstellung, dafs es sich nicht um gesetzmäfsige Vorgänge handelt, sondern um Gewohnheiten, Gepflogenheiten: ein Laut pflegt (= hat die Neigung) in einen bestimmten andern überzugehen, mufs es aber nicht; man spricht von Lautregeln, denn diese lassen selbstverständlich Ausnahmen zu. So wäre es z. B. nach A. Wallensköld (Zur Klärung der Lautgesetzfrage; Abhandlungen ... Tobler ... dargebracht, Halle 1895, S. 292 f.) eine sprachwissenschaftliche Lautregel, dafs lat. *c* vor *a* im frz. zu *ch* geworden ist. Ausnahmen wären *cage, camp, cause, cave* u. s. w. Dann heifst es dort weiter: „Dafs diese Ausnahme eine befriedigende Erklärung finden könne, ändert nichts an der Sache. Die Lautregel [W. zitiert nun Paul] 'konstatiert nur die Gleichmäfsigkeit innerhalb einer Gruppe bestimmter historischer Erscheinungen', ohne etwas über die Ursachen dieser Gleichmäfsigkeit oder über die Abweichungen von derselben auszusagen. Ausnahmslosigkeit kommt nur den sowohl in der unorganischen wie in der organischen Natur sich offenbarenden Gesetzen zu, weil sie, und nur sie, ausschliefslich spezielle Erscheinungsformen des unabänderlichen, bedingungslosen Kausalgesetzes sind ...“ Wir wollen hier vorläufig die Frage beiseite lassen, ob das was die „Junggrammatiker“ Lautgesetze nennen, eine Erscheinungsform des Kausalgesetzes ist oder nicht. Schliefslich verhält sich ja das Naturgesetz (wenigstens so lange es auf der Stufe des empirischen Naturgesetzes[2]) steht) auch in diesem Punkte oft nicht anders; es

[1]) «Wie die Naturwissenschaften, so hat auch die Linguistik die Erforschung eines Gebietes zur Aufgabe, in welchem das Walten unabänderlicher natürlicher Gesetze erkennbar ist, an denen der Wille und die Willkür des Menschen nichts zu ändern vermögen.» S. Wechssler S. 411.

[2]) Die Naturhistoriker machen dabei meist überhaupt keinen Unterschied zwischen Gesetzen und Regeln; z. B. »die 3. Stufe [der physikalischen Forschung] beschäftigt sich mit der Aufstellung eines empirischen *Gesetzes, bezw. einer* empirischen Gleichung, d. h. eines Satzes (einer

›nstatiert die Gleichmäſsigkeit innerhalb einer Gruppe (physi-
alischer etc.) Erscheinungen; der Kausalzusammenhang entgeht
ıs vielfach. Das worauf es uns hier ankommt, ist ob sich
ie „Lautregel" in bezug auf die Art ihres Zustandekommens
ıd besonders in bezug auf die Ausnahmslosigkeit so verhält
ie das Naturgesetz. Wir werden zu diesem Zweck einen
›eziellen Fall der Lautentwicklung wie jenes frz. *ča* aus *ca*
ıit einem speziellen Fall eines Naturgesetzes vergleichen, z. B.
ıit dem: alle Körper fallen mit derselben Beschleunigung zur
ırde. Gibt es nun in bezug auf jene Punkte einen prinzi-
iellen Unterschied? Beide Gesetze sind induktiv aus einer
.nzahl Beispiele gewonnen; daſs es bei der physikalischen
ırscheinung unendlich mehr Erfahrungen sind, tut natürlich
ichts zur Sache, das ist ein rein quantitativer Unterschied;
uch nicht, daſs wir das physikalische Gesetz, so oft wir wollen,
xperimentell nachprüfen können, das lautliche aber nicht.
›enn diese Unmöglichkeit liegt hier nicht in der Sache selber,
ondern in der Beschränktheit des menschlichen Könnens und
Vissens. W ü ſ s t e n w i r bis auf die geringsten Einzelheiten
er Artikulation genau, wie das Lateinische im 5. Jahrh. in
er Champagne gesprochen wurde, k ö n n t e n w i r eine Gruppe
on Menschen abrichten, stets nur dieses Latein mit genau
enselben Artikulationen zu sprechen, so stünde nichts im
Vege, diese Gruppe etwa auf eine einsame verkehrs-
ıbgeschiedene Insel zu versetzen und dann etwa 6—7 Jahr-
ıunderte später nachzuschauen, ob sich die Sprache bei ihren
Kindeskindern so entwickelt hat wie seinerzeit das Lateinische
in der Champagne. Es läuft dies also schlieſslich wieder auf
die Verschiedenheit der Zahl der Beobachtungen und Er-
fahrungen hinaus. Man könnte auch sagen, das zitierte Natur-
gesetz sei nur ein Spezialfall eines viel allgemeinern Gesetzes;
beim Lautgesetz lieſse sich das nicht nachweisen. Aber auch
hier liegt der Unterschied darin, daſs wir weniger Beobachtungs-
material haben; hätten wir alles was wir dazu brauchten, so
ieſse sich vielleicht auch unser Lautgesetz in dieser Form

---

egel) oder einer Gleichung, welche, wie man sich ausdrückt „die
eobachtung wiedergibt"«. Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und
eteorologie ⁹I S. 8.

aufstellen: jeder so und so artikulierte gutturale Laut mufs vor so und so artikulierten Vokalen im Lauf von so und so viel Geschlechtern in den entsprechenden Zischlaut übergehen. Diese Unterschiede in der Auffindung der Gesetze und in der Verknüpfung derselben in einen gröfsern Zusammenhang, die einfach durch die Verschiedenheit des Stoffes bedingt sind, den die beiden Forschungsgebiete zu verarbeiten haben, sind denn auch, so viel ich sehe, nirgends gegen die Gesetzmäfsigkeit der lautlichen Vorgänge geltend gemacht worden. Der Unterschied der zwischen beiden Arten von Gesetzen gefunden worden ist, beschränkt sich also — abgesehen von der Auffindbarkeit des Kausalnexus — auf den Punkt der Ausnahmslosigkeit.

§ 4. Man sagt also: Naturgesetze hätten keine Ausnahme, Lautgesetze wohl. In Wirklichkeit liegt die Sache aber so: — Fände man, was ja vorkommt, bei einem bisher als richtig angenommenen Naturgesetz einen Fall, der ihm zu widersprechen scheint, so würde man sagen: der Fall ist näher zu untersuchen, ob er in Wirklichkeit eine Ausnahme bildet oder nicht. Der Ausgang dieser Untersuchung kann dreifach sein. 1. Wir kommen zu dem Resultat, dafs der Fall eine wirkliche Ausnahme bildet; dann werden wir sagen, das Naturgesetz sei nicht richtig formuliert gewesen, und wir werden eine Formel suchen, die auch der Ausnahme gerecht wird. Niemandem aber wird der Einfall kommen zu behaupten: es lasse sich hier ein Gesetz überhaupt nicht aufstellen. 2. Wir finden dafs der Fall eine wirkliche Ausnahme nicht bilde; was ihn zu einer scheinbaren machte, war vielmehr der Umstand, dafs hier ein anderes Naturgesetz wirksam war, das die Wirksamkeit desjenigen, das in Frage kam, ganz oder zum Teil aufhob. Da werden wir ohne weiters bei der alten Formel bleiben. Wir werden also an dem oben zitierten Naturgesetz nichts ändern, wenn wir beispielsweise beobachten, dafs falls wir einmal ein Stück Messing und ein Stück Eisen in der Nähe eines starken Magneten niederfallen lassen, die Einwirkung des letztern den Fall des Eisens beschleunigt oder verzögert. — Oder aber wir finden, dafs in dem speziellen Fall eine Voraussetzung nicht eingehalten worden ist, die wir stillschweigend oder ausdrück-

lich gemacht haben. Es fällt also ein Kreuzer schneller als ein Stück Papier; das ist aber keine Ausnahme gegen das Gesetz, weil eben die Voraussetzung stillschweigend gemacht wurde, dafs die fallenden Körper keinen oder gleichen Widerstand zu überwinden hätten, in unserm Fall aber der Luftwiderstand beim Stück Papier gröfser war als beim Kreuzer. 3. Wir kommen überhaupt zu keinem Resultat, weil uns die nötigen Hilfsmittel zur Untersuchung fehlen. In diesem Fall werden wir das Naturgesetz vorläufig stehen lassen und sagen, diese Ausnahme sei noch nicht erklärt; es sei wahrscheinlich entweder eine Voraussetzung nicht eingehalten worden oder es liege die Einwirkung einer andern Kraft vor, aber man könne zurzeit noch nicht ermitteln, welche Voraussetzung mangle, welche Kraft eingewirkt habe. — Alle drei Fälle kommen nun auch beim Lautgesetz vor: 1. Manchmal zeigen uns später aufgefundene Beispiele, dafs eine früher gefundene Formulierung nicht richtig war: dafs das bisher beobachtete Material falsch gedeutet oder die abgeleitete Formel zu allgemein gefafst worden ist oder dergl. — Wir werden in diesem Fall eine neue Formel suchen. 2a) Es stellt sich heraus, dafs die Ausnahme die Wirkung eines andern Gesetzes darstellt, das das erste aufhob; z. B. in dem von Wallensköld genannten Fall *cage*, wo *c* infolge der Dissimilation geblieben ist. Oder b) es zeigt sich, dafs eine Voraussetzung, die stillschweigend gemacht worden ist, nicht eintrifft. Eine solche Voraussetzung ist in unserm Fall, dafs ein jedes Wort tatsächlich von der lateinischen Zeit bis in die französische von Generation auf Generation vererbt wurde, nicht später aus der Sprache einer andern Sprachgemeinschaft übernommen wurde, auch keinerlei Beeinflussungen von andern Wörtern derselben oder einer andern Sprache erfahren habe. Unser Lautgesetz hatte eben nur für solche Fälle, wo diese Voraussetzungen eintreffen, „die Gleichmäfsigkeit der Erscheinungen“ „konstatiert“. Die Voraussetzungen treffen aber nun für die drei andern der erwähnten Worte *cave, camp, cause* nicht ein, die nicht Erbwörter, sondern Lehn- oder Fremdwörter sind. Ich kann absolut nicht verstehen, wie Wallensköld sagen konnte: dafs diese Ausnahmen eine befriedigende Erklärung finden können, ändere nichts an der Sache. Im Gegenteil. Es ändert alles an der Sache, so wie

es beim Naturgesetz alles ändert. 3. Wir können zu einer befriedigenden Erklärung nicht gelangen, weil uns die nötige Kenntnis des Entwicklungsgangs fehlt. Wir werden dasselbe Raisonnement anwenden wie oben bei 3.

§ 5. Was aber den andern Punkt betrifft, den, daſs es noch vollständig an der Erkenntnis eines kausalen Zusammenhangs fehlt, so wurde schon darauf hingewiesen, daſs das bei vielem, was man Naturgesetze nennt auch der Fall ist. Der Naturforscher behilft sich in solcher Lage häufig mit einer Hypothese, und daſs die Sprachforscher dasselbe getan haben, werden wir unten sehen. Wir werden aber auch sehen, daſs diese Hypothesen nicht befriedigen konnten und nicht befriedigt haben (§ 12 ff.). Deshalb ist man nun bei dem Lautgesetz weiter gegangen und hat schon die Möglichkeit eines kausalen Zusammenhangs von vornherein geleugnet. Man hat dabei immer und immer wieder jene Ausnahmen hervorgesucht und zur Bestätigung herangezogen, die für die Anhänger des Lautgesetzes unter die Punkte 1—3 fallen und auſserdem allerhand angeführt was geeignet schien jene aprioristiche Bestreitung der Gesetzmäſsigkeit lautlicher Vorgänge zu begründen. Darauf müssen wir zunächst eingehen.

Das erste Moment ist, daſs keine Sprache ungemischt weiterlebt, daſs zu jeder Zeit Beeinflussung der Sprache einer Sprachgemeinschaft durch Individuen, die ihr ursprünglich nicht angehört haben, stattfinden kann und daſs diese Einmischung sehr häufig die Folge haben muſste, daſs die Entwicklung gestört wurde, besonders wenn, wie es der häufigste Fall ist, jene fremden Individuen einer Sprachgemeinschaft angehören, die eine nahe verwandte Sprache [eine andere Parlata, einen andern — sozialen oder lokalen — Dialekt] spricht. Jeder wird das gern zugeben und ich habe mich oft gewundert, daſs unter solchen Umständen nicht noch mehr Unregelmäſsigkeit und scheinbare Gesetzlosigkeit in der Lautentwicklung herrscht als tatsächlich der Fall ist[1]. Aber alle diese Kreuz- und

[1]) Z. B. wenn ich den verhältnismäſsig streng entwickelten lautlichen Aufbau der Volkssprache in Wien betrachte, wo so viele Umstände zusammenkommen, um ein einheitliches Sichfortspinnen zu verwirren und zu trüben: das Zuströmen von allerhand anders deutsch oder slawisch

Querbeeinflussungen, wären sie auch noch bedeutend zahlreicher als sie zu sein pflegen, wären sie so grofs, dafs sie die Aufstellung des Gesetzes unmöglich machten, fallen unter die oben (§ 4) aufgestellte Gruppe 2 b, sofern man nur die Tatsache anerkennt, dafs es einen Kern von sprachlichem Material gibt, der so notwendige und geläufige Begriffe enthält, dafs er unbeeinflufst vom Vater auf den Sohn vererbt wird. Aber dafs jener ideale Zustand einer ganz ungestörten Vererbung der Sprache nirgends erreicht ist, das ändert nicht das Mindeste an der Frage, ob Gesetze überhaupt anzuerkennen sind oder nicht. — Denn auch bei den Naturgesetzen erreicht man wohl selten die volle Übereinstimmung der Erfahrung mit der aufgestellten Formel. So wird sich bei jenem Fallgesetz, wie vollkommen auch die Instrumente sind, die ganz gleiche Fallbeschleunigung zwischen zwei sehr verschieden dichten Körpern vielleicht nie erzielen lassen, mag der Unterschied immerhin so klein sein, dafs er nicht mehr merkbar ist, denn wir können z. B. keinen völlig luftleeren Raum herstellen. Aber dennoch zweifelt niemand das Gesetz an und wir geben uns vollständig mit folgender Approximativbegründung zufrieden: Je genauer die Bedingungen erfüllt sind, die erfüllt werden müssen, um das Gesetz sichtbar werden zu lassen, um so deutlicher, um so sicherer kann es konstatiert werden. Und ganz dieselbe Approximativbegründung, mufs auch für unsere Fälle gelten und wirklich dürfte folgende Tatsache kaum von jemand bestritten werden [1]:

sprechenden Personen; der Mangel von grofsen gesellschaftlichen Mittelpunkten; der seit mehr als einer Generation eingeführte Schulzwang, der die aufwachsende Jugend gerade zu einer Zeit, wo sie am empfänglichsten für sprachliche Beeinflussung ist unter den zersetzenden Einflufs eines halbgebildeten Lehrerstandes bringt, der — übrigens blofs höherm Willen hier nachkommend — ihre Muttersprache mit allen Brandmalen des Gemeinen, des Verkehrten, des Unerlaubten zu zeichnen pflegt, so sehr dafs wenn man dann in der Mittelschule als Beispiel eine dialektische Form ausspricht, man sofort ein schallendes Gelächter erweckt und man manchmal Mühe hat, eine solche unverfälscht von einem Schüler aussprechen zu lassen; so sehr gilt sie als unanständig. Trotzdem spricht meistenteils die Jugend — wenigstens in den äufsern Bezirken — noch bis in die höhern Klassen der Mittelschule hinauf unter sich reinen Dialekt.

[1] «Die lautgesetzliche Konsequenz ... zeigt sich am reinsten da, wo man am sichersten ist, dafs keine andern Faktoren im Spiel sind als der Lautwandel.» Paul, Lttbl. VII Sp. 4.

Je mehr eine Sprachgemeinschaft auf sich selbst angewiesen, je weniger sie von anderer Seite einem Einfluſs zugänglich ist, je gleichartiger die Einzelindividuen sich in bezug auf die Sprache verhalten, und wenn Mischung eintritt, je einfacher die Mischungsverhältnisse sich gestalten, um so sicherer und klarer lassen sich Lautgesetze aufstellen, um so weniger begegnet man unerklärbaren Ausnahmen und Widersprüchen der Entwicklung. Darin liegt ja die groſse Bedeutung, die die ungeschriebenen Mundarten in der neuern Sprachforschung errungen haben, besonders Mundarten von verkehrsentlegenen, auf primitiven Kulturstufen stehen gebliebenen Gegenden. Auf diese Tatsache nun, die ich die der korrelativen Approximation nennen will, ist das gröſste Gewicht zu legen.

§ 6. Oder aber es wird um die Unmöglichkeit einer gesetzmäſsigen Lautentwicklung darzutun die oft erkannte Tatsache ins Feld geführt, daſs die Sprache von Individuum zu Individuum variiere, daſs es in Wirklichkeit ebenso viele Sprachen gebe als sprechende Personen, ja eigentlich noch bedeutend mehr, da die einzelnen Personen je nach ihrem Alter, ihrer augenblicklichen Gemütsstimmung, dem Stande, Geschlecht ihrer Hörer verschieden sprächen. — Alles das mag seine Richtigkeit haben, es beweist nur sehr wenig. Man muſs nur dieser Tatsache die andere ebenso anerkannte Tatsache gegenüberstellen, die, solange nicht die alles nivellierende Schriftsprache (besser *κοινή*) eintritt, zahllose Beobachtungen aus Orten aller Länder beweisen, daſs den Bewohnern eines Orts die Aussprache der Bewohner des Nachbarorts so auffällig und charakteristisch vorkommt, daſs sie sofort den Angehörigen desselben erkennen, „am Tonfall“ wie es meistens heiſst, an zahlreichen feinen fonetischen Nuancen in Wirklichkeit, unter denen die Tonverschiedenheiten allerdings eine wichtige Gruppe ausmachen und die oft selbst für die vollkommenste fonetische Schrift nicht wiedergebbar sind (vgl. § 51); sodann die fernere Tatsache daſs wir Ausländer, die nicht schon in jungen Jahren unsere Sprache gelernt haben, selbst wenn sie noch so vollkommen unsere Sprache beherrschen, fast immer an ihrer Aussprache erkennen, sogar meist mit einiger Übung in der Lage sind anzugeben, welchem Lande sie entstammen. Daraus

folgt denn doch, dafs jene individuellen Varianten im Verhältnis zu den lokalen oder gar nationalen eine quantité négligeable sind, dafs das Zusammenleben einer Gemeinschaft von Jugend auf eine sehr weitgehende Ausgleichung der individuellen Differenzen herbeiführt, so zwar dafs sich ein gewisser kleiner Spielraum ergeben wird, dessen Grenzen aber sich im ganzen mit denen des Spielraums decken, innerhalb dessen das Ohr die Laute als gleich empfindet. Ist also die Lauterzeugung bei den einzelnen Individuen so ähnlich, so ist es a priori wahrscheinlich, dafs auch die Weiterentwicklung im ganzen in derselben Richtung liegen werde, und aus folgendem Grunde werden die Differenzen auch, solange die Sprachgemeinschaft intakt bleibt, nicht viel gröfser werden: Nehmen wir an, ein Individuum der Sprachgemeinschaft nehme innerhalb des eben besprochenen Spielraums individueller Lautnuancen in irgend einem Punkte eine extreme Stellung ein. Das bringt nun die Gefahr mit sich, dafs sich mit der Zeit in seinem Kreise (in seiner Familie, bei seiner Nachkommenschaft) eine so starke Differenz vom allgemeinen Usus entwickelt, dafs sie ohrfällig wird. Gewifs wird nun sogleich die Majorität nivellierend einwirken, sie wird entweder unbewufst oder bewufst (eventuell direkt durch Spott; man weifs ja wie empfindlich das Ohr des Volkes gegen sprachliche Differenzen ist) jene Minorität in die Grenzen der Unwahrnehmbarkeit der Varianten zurückführen. — Natürlich wäre es anders, wenn jenes Glied der Sprachgemeinschaft Selbständigkeit erlangt und sich von der Mehrheit loslöst (was in ältern Zeiten bei der Art des Siedlungswesens oft genug vorgekommen sein mufs). Hier mufsten derartige Differenzen im Laufe der Generationen zu merkbaren Unterschieden heranwachsen.

§ 7. Man hat ferner, um a priori die Unmöglichkeit der Gesetzmäfsigkeit des Lautwandels zu erweisen, das psychische Element, das allen sprachlichen Vorgängen zugrunde liegt, in den Vordergrund der Diskussion gestellt. Die Lautsprache sei mit Bewufstseinsvorgängen aufs innigste verknüpft, diene sie doch immer zum Ausdruck von Bewufstseinsvorgängen [1]), also

[1]) Das Sprechen möchte ich definieren als die Formulierung von Bewufstseinsvorgängen in Körperbewegungsakte, die derart beschaffen sind,

einem ganz individuellen Zweck in ganz individueller Weise. Wie könnten sich bei der Verschiedenheit, mit der sich Bewufstseinsvorgänge bei verschiedenen Individuen und auch bei gleichen zu verschiedenen Zeiten abspielen, für die Veränderung im Ausdruck jener Bewufstseinsvorgänge allgemeine Regeln ergeben? — Mir will scheinen, als ob hier das was mit dem wie verwechselt wird: Bewufstsein und Wille ist zwar als innere Veranlassung und in vielen Fällen auch bei der Wahl der von der Überlieferung (d. h. von der Sprache als etwas historisch gewordenem) für die Einkleidung des Mitzuteilenden zur Verfügung gestellten Ausdrucksformen am Sprechen beteiligt; die Frage, auf deren richtige Beantwortung hier alles ankommt ist aber: auch bei der Überführung jener Ausdrucksformen in Bewegungsakte (in der Lautsprache also: bei der Erzeugung der Laute)? Wenn ja, so hätten die Verfechter dieser Ansicht recht, wenn nein, so gehört die Seite der Sprachhandlung, die wir Lauterzeugung nennen, da sie unbewufst und ungewollt vollzogen wird, zu jenen Vorgängen, mit denen sich die Psychologie zwar befafst, weil sie innig mit Bewufstseinsvorgängen verknüpft ist, die sie aber nicht als ihren eigentlichen Gegenstand anerkennt und in das Grenzgebiet der Psychophysik verweist. Dafs aber in diesem Gebiete, in das auch die Lehre von den Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung, von den unwillkürlichen Bewegungen gehört, die Erscheinungen Naturgesetzen gehorchen, ist stets anerkannt worden; ja man hat seit Fechner und Weber bereits begonnen, für die Gesetze jener Lehre mathematische Ausdrücke zu finden, während mit dieser allerdings die Psychologie sich noch nicht in solcher Weise befafst hat.[1])

Nun ist soviel sicher, dafs der Willen und das Bewufstsein bei der Erlernung von Lauten, beim ersten Nachsprechen und

---

dafs ihre unmittelbare Wahrnehmung die Übertragung der Bewufstseinsvorgänge auf fremde Individuen ermöglicht (das enthält jede Art der Mitteilung, Geberden- und Zeichensprache, für sich sprechen etc.).

[1]) Vgl. für diese Jodl, Lehrb. der Psychol. 421: „diese sind insofern ganz unwillkürlich, als sie sobald ein bestimmter zentraler Erregungszustand eingetreten ist, mit physiologischer Notwendigkeit folgen . . . Jede derartige Bewegung breitet sich um so weiter aus, je heftiger der Reiz und je gröfser die Zahl der irritierten Nerven ist“ etc.

Einüben derselben einen bedeutenden Anteil haben; das Bewufstsein ferner auch oft, wenn wir uns ungewohnte Sprachlaute und Artikulationen wahrnehmen, deren Verschiedenheit von den gewohnten uns eben „auffällt“. Bei bekannten und durchaus eingeübten Lauten kann beides jedoch keine Rolle spielen, wie jeder aus eigener Erfahrung bezeugen wird, die Erzeugung geschieht rein mechanisch.[1]) Je mehr wir uns also dem früher angenommenen Idealzustand (ungemischtes Weiterleben der Sprache) nähern, umsomehr beschränkt sich die Mitwirkung von Bewufstsein und Willen auf die Zeit der frühesten Kindheit, die Zeit der Spracherlernung. Tatsächlich ist oftmals beobachtet worden, dafs sich hier die Einzelindividuen vollkommen verschieden verhalten, dafs sich z. B. keineswegs die Reihenfolge allgemein aufstellen läfst, in welcher die Laute gelernt werden, oder Gesetze, nach welchen sie bei jenen ersten Versuchen verunstaltet, durch andere ersetzt oder ausgelassen werden.[2]) — Von dem Moment aber, wo die Sprachlaute sämtlich gelernt und völlig eingeübt sind, also meistens etwa von dem siebenten Lebensjahr, hört jedes Mitwirken von Bewufstsein und Willen gänzlich auf. Und das ist doch jene Lebenszeit, die für die Fortpflanzung der Sprache so gut wie allein in Betracht kommt.

---

[1]) Vgl. die Darstellung von Wechssler, S. 361 f., der die Worte *mechanisch* und *automatisch* gebraucht. Was die Ausdrücke *unbewufst* und *ohne zu bemerken* ... betrifft, so sind sie beide gleich gut. Es ist nur zu bedenken, dafs unbewufst, ungewollt dabei blofs auf die einzelne Lautbewegung geht, nicht auf das Sprechen als ganzes. So verhält es sich ja mit jeder körperlichen Fertigkeit. Der gelernte Schwimmer z. B. will schwimmen, aber er richtet sein Augenmerk nicht darauf, dafs er jedes Hand- und Fufstempo in angemessener Weise ausführe; darauf hat allerdings der Schwimmenlernende zu achten, d. h. er hat damit sein Bewufstsein und seinen Willen zu beschäftigen.

[2]) Toischer, Die Sprache der Kinder, S. 7. Als Beispiel wird erwähnt: „Von zwei Brüdern sagte der eine noch mit drei Jahren für *j* immer *h*, also *ha* statt *ja*, *hacke* statt *jacke*; sein um zwei Jahre jüngerer Bruder sagte unter den ersten Silben mit voller Deutlichkeit *ja*.“ Dazu möchte ich folgenden bezeichnenden Fall, der ein nahezu sechsjähriges Mädchen betrifft, fügen. Es sprach *jo* (wien. = ja) sehr geläufig und *jo*^{a} (= Jahr) ohne viel Anstrengung aus, ersetzte dagegen in allen anderen Wörtern wie *jung*, *jäger*, *jause*, *adje* *j* durch Zäpfchen-*r*. Kein Mittel half, die richtige Aussprache ihm auch hier beizubringen, als schliefslich angedrohte und z. T. auch gegebene Schläge.

§ 8. Nun hat man das allerdings bestritten; man hat die Formel aufgestellt, dafs jeder Lautwandel eine Art Mode sei; irgend eine mafsgebende Person würde in ihrer Sprechweise nachgeahmt; eine bestimmte Generation hätte also von einem bestimmten Zeitpunkt an, die Sprechweise, wie sie sich in ihren Kreisen vorfand, zu Gunsten einer anderen Sprechweise aufgegeben. Es sei dann dadurch eine gewisse Gleichförmigkeit hineingekommen, dafs die Personen, die man sich zum Vorbild nahm, eben gleiche Laute, wo sie sich unter gleichen Bedingungen trafen, gleich sprachen, eine Gleichförmigkeit, die übrigens nicht konsequent zu sein brauchte, weil sich in vereinzelten Fällen die überlieferte Sprechweise retten oder weil Einflüsse von verschiedener Seite sich kreuzen konnten. Dafs derartiges vorkommt, soll nicht geleugnet werden; wir können tatsächlich solche Vorgänge beobachten, aber wohl nur in Kreisen, die eine höhere Zivilisation erreicht haben, in denen die Vorstellung sich mehr oder minder eingewurzelt hat, dafs das Sprechen an und für sich kunstmäfsig ausgebildet werden könne. Dafs aber derartiges die Ursache in Alpendörfern, bei der Landbevölkerung, sei, ist höchst unwahrscheinlich; vor allem, wie soll man sich die Ausbreitung eines lautlichen Phänomens über grofse Gegenden erklären, über Gebiete, die keinerlei gesellschaftlichen, politischen oder sozialen Bande aneinanderfesseln; ferner das Auftreten derselben lautlichen Verschiebung in Gegenden, die nicht einmal geographischen Zusammenhang haben? Man denke beispielsweise an den Wandel von lat. *ct* > *č* oder *it* im romanischen Sprachgebiet.

§ 9. Diese Schwierigkeiten werden denn auch nicht behoben durch eine Vorstellung von der Verbreitung des Lautwandels, die sich häufig mit der von der Mode als Grund desselben verbindet und die besonders in neuerer Zeit wieder Anhänger zu gewinnen scheint. Es waren auf diese Vorstellung offenbar gewisse physikalische Erscheinungen von Einflufs, obwohl sie gerade von Gelehrten gehegt wird, die ungern sehen, dafs man in der Sprachwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Begriffen operiert; ich meine die sog. Wellentheorie. Ich gestehe, dafs ich mir eine wellenförmige Ausbreitung eines Lautwandels nicht vorstellen kann; ich verstehe

dafs man damit operiert, wenn es sich um lexikalisches oder um Verdrängung von Mundart durch die Schriftsprache handelt, obwohl auch hier das Bild einer Welle denkbar schlecht gewählt ist. Vor allem wird ja bei der physikalischen Welle (ob man jetzt an Wasserwellen oder an akustische, an optische denkt) eine Bewegung, vom Zentrum ausgehend, an Teilchen abgegeben, die sie an nächstliegende Teilchen abgeben, um wieder in die Ruhelage zurückzukehren. Bei allen sprachlichen Erscheinungen handelt es sich aber nicht um eine momentane Bewegung, oder eine momentane Veränderung des Zustandes, sondern um die Erzielung eines weiter dauernden oder sich weiter entwickelnden Resultats, von dem nicht wieder zum früheren Zustand zurückgekehrt wird.[1]) Besser wäre das Bild vom Ölfleck, das, wenn ich nicht irre, von G. Paris herrührt; aber selbst damit stimmt die Sache nur im ganzen und grofsen. Von einer gleichmäfsig schnellen Ausstrahlung nach jeder Richtung, was doch die Bedingung der Richtigkeit dieses Bildes wäre, ist nämlich keine Rede. Handelt es sich beispielsweise um einen lexikalischen Bestandteil, der mit der Sache gleichzeitig weiter verbreitet wird, sagen wir um einen terminus technicus der Baukunst oder dgl., so wird die Verbreitung des Wortes vollständig von den zufälligen Wanderungen und Verbindungen jener Kreise, die mit der Sache besonders vertraut sind, abhängen, in diesem Fall also von den Wanderungen jener Baumeister und Gesellen, die die neue Sache bereits kennen und sich irgend einen, z. B. materiellen, Erfolg davon versprechen, wenn sie sie anderweitig einführen. Sache und Wort wird vielleicht auf diese Weise in einem ferneren reichen Ort früher anlangen als in einem nahen armen. Am neuen Ort werden es zunächst auch nur die daran interessierten Kreise sein, die den Ausdruck aufnehmen und dann kann es noch von vielen Zufälligkeiten abhängen, ob sich die ganze Sprachgemeinschaft zur Annahme des Fremdworts entschliefst; vielleicht lehnt man die Neuerung ab, vielleicht auch bezeichnet man sie mit einem Wort aus dem eigenen Sprachschatz; so erklären sich die oft so unregelmäfsigen Linien der onomasiologischen Grenzen. Ebensowenig verbreitet sich die Schrift-

[1]) Auch darin unterscheiden sich sprachliche Veränderungen von Modeveränderungen wesentlich.

sprache gleichmäfsig von ihrem Zentrum aus, sondern sie ergreift, wie gerade das Beispiel Frankreichs uns lehrt, zunächst die gröfseren Städte, welche soziale Kreise aufweisen, die mit den entsprechenden der Hauptstadt in Verbindung stehen: Beamten, Richter, Grofsindustrielle, Offiziere etc. — Das klingende Schlagwort von der Welle mag schlecht gewählt sein, in den zwei erwähnten Fällen läfst sich eine Vorstellung damit verbinden, nämlich die Ausbreitung einer sprachlichen Erscheinung von einem Punkt nach mehreren oder allen Seiten; aber was soll man sich darunter bei jenen Lautwandlungen vorstellen, die irgend einem oft von wenigen hundert Individuen gesprochenen Dialekt ein eigentümliches Gepräge geben, das ihn inmitten seiner Schwesterdialekte isoliert? Und dann auch in Verbindung mit diesem physikalischen Begriff ist die Mode nicht imstande die Ausbreitung über politisch und gesellschaftlich in keiner Weise zusammenhängendes Gebiet zu erklären, vor allem nicht die ungleichmäfsige Verteilung verschiedener Erscheinungen, d. h. den bekannten Umstand, dafs das Gebiet A mit dem Nachbargebiet B den einen, mit den Nachbargebiet C einen andern, mit D einen dritten Zug gemeinsam hat. Man müfste für jeden dialektischen Zug ein neues Zentrum annehmen, von dem sich die Erscheinung als Mode oder sonst wie verbreitet.

§ 10. Eine andere Ansicht, die die Veränderung der Sprachlaute mit psychischen Vorgängen in Verbindung setzen will und besonders in neuerer Zeit einen Vertreter gefunden hat,[1] geht von der Beobachtung aus, dafs die Sprachlaute, wenn sie in einer bestimmten Gemütsbewegung, z. B. im Zorn, in Zärtlichkeit etc. gesprochen werden, gewisse akustische Nuancen erhalten. Die lautlichen Veränderungen würden also als Gefolge der dominierenden Tendenzen im Gemüt einer Sprachgemeinschaft auftreten.[2]). Aber jede, selbst die kleinste Sprachgemeinschaft weist sehr grofse Unterschiede des Gemüts, des Temperaments der einzelnen Angehörigen auf; ein bestimmter Lautwandel müfste als die Resultierende vieler stark diver-

---

[1]) Meringer in der Neuen Freien Presse vom 21. Jan. 1904, S. 20.

[2]) Vgl. dazu Passy, Étude sur les Changements Phonétiques etc. § 601—605, wo diese Einflüsse auf das richtige Mafs zurückgeführt werden.

gierender Komponenten aufgefafst werden. Diese Resultierende müfste notwendig auch in Nachbarorten je nach den verschiedenen Zusammensetzungen der Bevölkerung nach der Gemütsseite ungemein variieren, im Lauf einiger Jahrhunderte müfste es oft zu den allergröfsten Differenzen zweier Nachbargebiete kommen. Um also die Einheitlichkeit der Entwicklung in grofsen Gebieten, die Erstreckung eines Lautwandels über grofse Territorien zu erklären, ist man wieder gezwungen die Vorstellung der Mode, der Nachahmung zu Hilfe zu nehmen, wie es Meringer tatsächlich getan hat. Dagegen bestehen aber die schon oben hervorgehobenen Einwände.

§ 11. Fassen wir die mannigfaltigen Gründe zusammen, aus denen dem Begriff „Lautgesetz" immer neue Gegner entstanden sind. a) Der erste ist der, dafs man die so ungemein auffällige Tatsache, dafs die Enkel an einem bestimmten Ort anders sprechen als die Grofsväter ohne Annahme konsequenter Gesetze vermeinte besser erklären zu können als mit solcher Annahme (s. unten S. 19ff.); dafs es damit nichts ist, hoffe ich im vorangegangenen bewiesen zu haben. b) Ein zweiter liegt wohl in der — ich möchte sagen — Nervosität des Sprachforschers, der nicht sogleich eine Erklärung zu den mannigfachen Ausnahmen findet, die ein Lautwandel zu erleiden scheint. Wenn auch die Zahl dieser unerklärbaren Ausnahmen im Verhältnis zu den regelmäfsigen Fällen meist eine verschwindend kleine ist — namentlich sobald wir uns in Gebieten bewegen, die durch ihre geographische Lage etc. Einheitlichkeit der Entwicklung a priori voraussetzen lassen, so kommen sie doch eben vor, und besonders unangenehm ist es, wenn die Abweichungen selbst wieder in einer Richtung liegen, d. h. den alten Laut entweder bewahren oder in einen dritten Laut verwandeln, wie das etwa für den Diphthong *oi*, gesprochen *uę́*, im mittelfrz. sich zeigt, indem ein Teil der Fälle *uę* zu *ę* vereinfacht, der gröfsere Teil ihn behält und dann zu *u̯a* wandelt. — In solchen Verlegenheiten sieht er dann mit wahrem Neid auf die Naturforscher, die die zu studierende Erscheinung sozusagen unter ihren Händen haben, sie experimentell sich in infinitum wiederholen lassen können, und so meist den Grund einer scheinbaren Ausnahme finden. Für ihn ist sie

ein für alle mal entschwunden und im Ärger darüber denkt er nicht daran, wie vielerlei Abweichung von dem zu erwartenden veranlassen kann: Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache sind ja zu allen Zeiten sehr verschiedene Dinge gewesen. Was im Umgang mit den Mitmenschen ein jeden Augenblick wiederkehrendes Element war, fand, vielleicht z. T. gerade deshalb, in der Literatur nirgends einen Platz. Von dem bei der Ausnahme mitwirkenden Agens ist auf diese Weise vielleicht keine Spur mehr zu entdecken. Vielleicht auch wurden die fraglichen Wörter einst meist in der Umgebung von Phonemen gesprochen, die die Abweichung veranlafst haben, oder sehr häufig in einer Flexionsform gebraucht, für die sie regelrecht ist und der wir einen so weitgehenden Einflufs heute nicht zutrauen können. Vielleicht auch ist das Wort von dem entsprechenden eines Nachbardialekts beeinflufst oder davor zurückgewichen infolge von heute unkontrollierbaren kulturellen Beziehungen; eine starke Einwanderung von anderen Gegenden kann manches Wort und manche Wortform eingeführt haben; das Bekanntwerden eines zufälligen individuellen Erlebnisses, eine Anekdote, ein derber Volkswitz hat vielleicht die absichtlich entstellte Form eines Worts verbreitet. Vor allem aber ist zu beachten, dafs manchmal auch das Lautgesetz nicht genau und richtig festgesetzt wurde (vgl. § 4, Fall 1), dafs der Laut speziell in der Umgebung in der er sich befindet, sich nicht nach diesem entwickelt hat, sondern nach einem andern, dafs wir aber nicht formulieren können, weil wir eben keinen andern Beleg haben. Unbetontes freies *e* bleibt im heutigen französischen und wird *ᵊ* gesprochen vor *v*: *devoir*, nach *b* *besogne*; treffen aber beide Bedingungen zugleich ein, so wird *ü* daraus: *buvons*; und so kann die spezielle Umgebung auf den Laut auch einwirken, wo wir es nicht so leicht kontrollieren und verstehen können wie hier.

c) Das dritte ist die Vorstellung, dafs dieselben Lautgesetze immer und überall gelten sollen, wie sie etwa tatsächlich von Schleicher in den Sätzen ausgesprochen ist: „Wer mit Rücksicht auf die lautliche Entwicklung das neuere Indisch mit dem älteren, das Romanische mit dem Lateinischen vergleicht, dem wird sich ein unwillkürliches Staunen aufdrängen, wenn er wahrnimmt, wie dieselben Gesetze an den Ufern des Ganges

wie an denen des Po und der Seine die Sprachen beherrschen." [1]) Eine etwas weiter gehende Übersicht über die lautlichen Erscheinungen zeigt nun, dafs das keineswegs der Fall ist; dafs sich im Gegenteil bei verschiedenen Sprachgemeinschaften und zu verschiedenen Epochen oft scheinbar gerade entgegengesetzte Tendenzen konstatieren lassen: langes *e* wird im westgerm. zu *a*, umgekehrt vulgärlat. langes *a* in der Mehrzahl der Fälle im französ. zu *e*; intervok. *t* ist auf einem sehr grofsen Teil der Romania zu *d* geworden, intervok. nachtoniges *d* im neapol. und in den Abruzzen umgekehrt zu *t* (ML I, S. 362) etc. etc. Dieser Umstand ist dann von den Gegnern des Lautgesetzes ausgenützt worden. So sagt Schuchardt: „Wenn ein Naturforscher zum erstenmal von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hört, so wird er wahrscheinlich an immer und überall geltende Lautgesetze denken. Solche sind ja bei den gleichen Grundbedingungen aller Sprachtätigkeit nicht nur möglich, man sollte sie geradezu erwarten." [2]) Dem entgegen ist zu antworten, dafs im Gegenteil, gleiche Grundbedingungen, d. h. also völlig gleiche Artikulation jener Laute, aus denen sich andere entwickelt haben, sich nie und nirgends hat nachweisen lassen und dafs sie nach den ungemein grofsen Verschiedenheiten wie heute akustisch ungefähr gleichwertige Laute bei verschiedenen Sprachgemeinschaften artikuliert werden, nirgends zu erwarten ist. Bei *f* oder *t* z. B. sind gerade nur die artikulierenden Organe im ganzen grofsen immer die gleichen und einige Details der Artikulation: Stimmlosigkeit, Enge oder Verschlufs. Im einzelnen können diese Laute in der verschiedensten Weise ausgeführt werden, je nach dem Umfang der beteiligten Mundpartien, der nach drei Dimensionen (§ 44 Anm.) variieren kann, Stärke, Geschwindigkeit, Dauer, Stellung der an der Artikulation nicht direkt teilnehmenden Partien u. s. w.; ferner und besonders wird der Übergang von und zu den umgebenden Lauten je nach Absatz und Einsatz der letzteren ein ganz verschiedener sein. — Erst Experimente von der Art der S. 4 erwähnten wären hier entscheidend. — d) Viertens und zum Teil damit zusammenhängend: die Unmöglichkeit,

---

[1]) S. Wechssler, S. 411.
[2]) S. Wechssler, S. 409 f. Anm.

die Lautgesetze wie die Naturgesetze in grofse Zusammenhänge zu bringen; s. darüber S. 4 f. Kehren wir nun zu dem ersten Punkte (a) zurück: man hat verschiedene Gründe des gesetzmäfsigen Lautwandels angegeben; aber gegen jeden lassen sich begründete Einwände erheben; keiner scheint den Erscheinungen gerecht geworden zu sein. Viele Sprachforscher, die Anhänger der Gesetzmäfsigkeit sind, haben selbst in neuerer Zeit eingestanden, dafs die Gründe des Lautwandels noch unbekannt sind, so Delbrück, Wundt, Brugmann,[1]) und Passy, obwohl er die Gesetzmäfsigkeit des Lautwandels bestreitet, schliefst sich in diesem Punkt ihnen an.[2])

§ 12. Die Zusammenstellung von Wechssler erspart mir, auf die früher vorgebrachten Erklärungen näher einzugehen, es genügt hier eine summarische Übersicht. Da gibt es erstens eine These, die die Natur des Landes, Klima, Bodenbeschaffenheit etc. in Betracht zieht (Wechssler, S. 428—432). Wechssler hat S. 429 f. die Stellen von Pott und Kauffmann angeführt, wo diese Ansicht vertreten ist, ferner die mit ausführlicherer Begründung versehenen von Rousselot und Wundt sowie die Widerlegungen von Delbrück, Paul, Bremer und von Wechssler selbst. Es wären jedenfalls noch die interessanten Zusammenstellungen von Passy, Ch. § 606—611 zu erwähnen. Zu dem von Passy herrührenden Einwand, dafs keinerlei Material gesammelt ist, um einen derartigen Einflufs zu beweisen, möchte ich noch hinzufügen, dafs gar nichts gewonnen ist, so lange man nicht zeigt, wie sich dieser Einflufs auf die sprachlichen Organe erstrecken soll, in welcher Weise er die Artikulation beeinflussen kann. Das wenige, was vorgebracht worden ist, stimmt zum Teil nicht: es ist z. B. gesagt worden, dafs die Engländer den Mund weniger öffnen, um nicht den Nebel ihrer Insel einzuatmen (als ob die Laute im englischen inspiratorisch erzeugt würden!). Aber gerade die Engländer öffnen bei einzelnen ihrer Vokale (*ɔ*, *əə* nach Sweet's System) den Mund weiter und sprechen sie mit gröfserem Kieferwinkel als irgend ein Vokal im deutschen oder französischen gesprochen wird.

---

[1]) Wechssler, S. 427.
[2]) Ét. sur les Ch., S. 256.

§ 13. Die zweite These ist die, dafs jeder Mensch trachtet die Sprachlaute so bequem als möglich hervorzubringen. Auf eine Widerlegung dieser Ansicht einzugehen ist nach dem, was Sievers, Phon.[5] § 725 f. anführt, wohl nicht mehr nötig. Ich möchte nur hinzufügen, dafs man diesem Prinzip unbedingt ein anderes entgegensetzen müfste, weil wir sonst damit zu einem vollständig unverständlichen Murmeln und dann zur Aufhebung jeder Sprachtätigkeit überhaupt gelangen würden. Man müfste also diesem Prinzip als zweites entweder entgegensetzen, dafs dennoch unter allen Umständen Verständlichkeit gewahrt werden müsse oder aber — wie Passy, Ch. S. 255 tut — das der Emphase, dafs nämlich alles wichtige den gehörigen Nachdruck empfangen soll. Der Lautwandel würde sich also als die Resultierende zweier konstant gegeneinander wirkenden Kräfte ergeben. Es ist aber zu bedenken, dafs daraus die Konsequenz der Erscheinungen sich nicht erklären läfst. Es müfste sich dann ein durchgreifender Einflufs des Sinns auf den Lautwandel ergeben, wie er sich nirgends konstatieren läfst; wir sehen im Gegenteil, das wo tatsächlich Bequemlichkeit bei lautlichen Wandlungen mitspielt, es sich nie um den gesetzlichen Lautwandel, sondern immer um scheinbare Ausnahmen von dem Gesetz handelt, so bei jenen oft erwähnten Kurz- und Bequemlichkeitsformeln: *'n Morgen,* DOMINE > *en, sire, gnä' Frau* etc.; um scheinbare, denn die Entwicklungsbedingungen waren von Anfang an nicht dieselben, wie bei anderm Sprachmaterial: die Worte standen unter ganz besonderen akzentuellen Bedingungen.

§ 14. Auf eine These von Misteli, die Wechssler als sechste erwähnt, wonach sich die Veränderlichkeit der Sprache nach der Veränderung der geschichtlichen Schicksale eines Volkes und seinem Eingreifen in die Geschichte richten soll, gehe ich hier nicht weiter ein. Es scheint mir nämlich, dafs sie blos auf die psychische Seite der Sprache geht, da Misteli von der Form der Sprache redet. Nach der physischen wäre sie übrigens durch Wechssler's Bemerkungen, S. 438, völlig widerlegt und hier ebensowenig wie bei der ersten These, wäre irgend etwas gewonnen, wenn man nicht erklärt, wie ein derartiges Eingreifen in die Geschichte etc. auf die Sprachorgane und die Artikulation einwirken soll.

§ 15. Eine dritte These geht von der Veränderlichkeit der Aussprache aus, die wieder ihre Ursache in der Veränderung des Bewegungsgefühls habe. Aber schliefslich ist das blofs eine Konstatierung, keine Erklärung, und der Punkt nur etwas verschoben, denn es fragt sich jetzt: warum verschiebt sich das Bewegungsgefühl? Vergleiche dazu auch Wallensköld, l. c. s. 294, der diese Frage damit beantwortet, dafs jede Bewegung die Organe verändert, die bewegt werden, und somit ganz dieselbe Bewegung nicht genau wiederholt werden kann. Ich glaube aber nicht daran. Worin soll diese Veränderung bestehen? Solange der Laut nicht vollständig eingeübt worden ist, kann man daran denken, dafs die Muskelpartien, die bei der Aussprache tätig sind, durch die Übung ausgebildet und infolgedessen wie jeder Muskel, der ausgebildet wird, gröfser und stärker werden. Das ist aber nicht mehr der Fall, sobald der Laut ganz ohne Schwierigkeit erzeugt werden kann, und wie wir wissen, werden Sprachlaute bereits in einer sehr frühen Periode des menschlichen Lebens, im 7. oder 8. Jahr ohne Schwierigkeit erzeugt. — Wallensk. scheint auch gar nicht die historisch belegten Beispiele des Lautwandels mit diesem Prinzip erklären zu wollen. Wozu sollte dann seine Theorie nützen und womit sollte sie sich belegen lassen? Oder will er einen Unterschied machen zwischen dem Wandel von *ka* > *ča*, den er nur eine Lautregel nennt (§ 3) und andern Wandlungen wo sich weniger oder keine Ausnahme angeben lassen? Scheinbare Ausnahmen gibt es ja wohl in der Geschichte jedes Lautwandels; wo wäre dann aber die Grenze zu finden? Ich mufs offen gestehen, dafs ich seinen Gedanken hier nicht folgen kann.

§ 16. Eine vierte Ansicht bringt den Lautwandel mit dem Generationswechsel in Verbindung und zwar so: die Kinder lernen nur unvollkommen das von den Erwachsenen Vorgesprochene nachahmen, einige dieser Unvollkommenheiten bleiben und bilden den Grund des Lautwechsels. Bereits von Passy aber sind sehr gut die Verschiedenheiten hervorgehoben worden, die sich in dieser unvollkommenen Nachahmung zeigen (s. a. oben S. 12), und Wechssler folgert vollkommen richtig: „Das Resultat wären dann .. nicht etwa die Veränderungen,

die — auch für die Gegner der Lautgesetze — mit jener Regelmäfsigkeit vollzogen werden, ohne die eine Sprachgeschichte und eine Etymologie .. eine Unmöglichkeit wäre. Das Ergebnis wäre ein wüstes Chaos, eine babylonische Sprachverwirrung." .. und ebenso richtig wendet sich Meringer gegen die Voraussetzung: „Das Kind lernt die Sprache des Hauses, in dem es lebt, nach und nach vollständig und vergifst die Art, wie es im Anfang getalkt, gelallt hat, ebenso gründlich. Mit sechs bis sieben Jahren wird das Kind der niederen Stände so ziemlich die Sprache seines Kreises inne haben;[1]) vielleicht dauert das beim Kinde der höheren Klassen etwas länger, weil die Sprache dieser Kreise künstlicher ist."

§ 17. So viele Anregungen und richtige Erwägungen auch Wechssler zu verdanken sind, so kann ich mich doch mit seiner Art und Weise, die Sache zu behandeln, nicht einverstanden erklären. Nachdem er, wie wir gesehen haben, die bisher angegebenen Gründe für das gesetzmäfsige Auftreten des Lautwandels zurückgewiesen und gefunden hat, dafs keiner hinreicht, alle Wandlungen zu erklären, schliefst er aus dem Umstand, dafs allgemeine Ursachen des Lautwandels bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, wie ich meine etwas voreilig, dafs es derartige allgemeine Ursachen überhaupt nicht gebe. Er sucht deshalb die Gründe für einzelne Kategorien phonetischer Veränderungen und teilt die Gesamtheit derselben zu diesem Behufe in 12 solche ein, die er getrennt behandelt. Am Schlufs jeder dieser Kategorien stellt er sich die zwei Fragen: Sind die behandelten Lautveränderungen individuell oder generell und sind sie ausnahmslos? Nur bei den vier ersten seiner Kategorien: I. Veränderungen der Artikulationsbasis; II. Gliederung (Akzent u. dergl.); III. Angleichung von Nachbarlauten; IV. Umlaut-Brechung beantwortet er die erste Frage mit generell und die zweite mit ja und erkennt deshalb nur hier die Berechtigung an, von Lautgesetzen zu sprechen. Er verweigert dies den andern Kategorien: V. Vokalinfizierung (Epenthese); VI. Metathese; VII. Sprofssilben; VIII. Dissimilation; IX. Fernassimilation; X. Phonetische Veränderungen auf

[1]) Zu ergänzen wäre vorsichtshalber: Was den Lautstand betrifft; dann ist auch die folgende Einschränkung unnötig.

Grund der Bedeutung; XI. Kultursprachen; XII. Privatsprachen. Von den drei letzten Kategorien, die ich als nicht hierher gehörig betrachte,[1]) werde ich im Folgenden absehen.

§ 18. Der erste Einwurf der dagegen zu machen ist, ist der, dafs diese Kategorien nicht gleich geordnet sind: III—IX sind I und II untergeordnet, d. h. Assimilation, Umlaut u.s.w. sind selbst wieder durch die beiden andern Arten der Veränderung, die der Artikulationsbasis und die des Akzents bedingt. W. hat dies zwar z. T. erkannt,[2]) aber er hätte sich auch diese Erkenntnis zur Richtschnur nehmen sollen. Wirklich gleichgeordnete Kategorien sind nur die ersten beiden, die Veränderungen der Artikulationsbasis und des Akzents und diese entsprechen genau einer physiologischen Zweiteilung, indem Veränderungen der Artikulationsbasis durch veränderte Bewegungen jener Muskel zu Stande kommen, die die äufseren Partien des Sprachmechanismus (Zunge, Kiefer, Lippen, Zäpfchen), veränderte Gliederung (Tonhöhe und Klangstärke), durch solche jener Muskel, die die inneren Partien desselben (Brustkorb, Kehlkopf) dirigieren. W. behandelt nun unter I den sogenannten spontanen Lautwandel, den er demnach insbesondere in Verbindung mit der Veränderung der Artikulationsbasis bringt, vermutlich also in ihr eine direktere Folge derselben sieht als in der Assimilation. Nun ist aber der Ausdruck spontan[3]) irreführend. Es läfst sich nämlich keine Grenze zwischen bedingtem und unbedingtem (= spontanem) Lautwandel finden. In gewissem Sinn ist fast jeder Lautwandel bedingt; nicht nur rum. *ct*, *cs* zu *pt*, *ps*, das W. unter I (S. 450) erwähnt, wo eben die Veränderung des sich verändernden Teils an das

---

[1]) Bei X sowohl, das zu den Problemen der Wortbildung (im weitesten Sinne) gehört, als bei XI und XII, Sprachmischungsproblemen, handelt es sich durchwegs um Einflüsse der Psyche.

[2]) „Vielmehr vollzieht jede Sprachgemeinschaft nur die .. Angleichungen .., welche erstens durch ihre gewohnte Artikulationsbasis und zweitens durch die bei ihr übliche Art der akzentuellen Gliederung bedingt sind“ S. 498.

[3]) Auch W. bekämpft ihn, aber aus anderem Grund. Er befürchtet eine personifizierende Vorstellung; man käme dazu dem Laut einen Willen zuzuschreiben. Das ist ein Kampf gegen Windmühlen. Kein Gelehrter wird heutzutage ernstlich auf solche Gedanken kommen.

darauffolgende Element geknüpft ist (*cs* > *ps* übrigens noch an eine andere Bedingung), sondern auch *ū* > *ü* (im Frz. z. B. insofern an die Tonstelle geknüpft, als zwischentoniges *ū* schwindet, also nicht *ū* > *ü*, sondern *ū* > 0). Andererseits ist fast jeder assimilatorische Lautwandel ein spontaner, wenn man sich strikt an die Brugmann'sche Definition hält, die auch W. anerkennt: „Unter unbedingtem Lautwandel verstehen wir solchen, bei dem der Anlafs zur Änderung des Lautes in seiner Eigenart allein zu suchen ist"; nehmen wir beispielsweise den ital. Lautwandel *ke ki* > *če či*[1]), so hat eben das *k* in *ke ki* seine Eigenart (ebensogut wie das indogerm. *d*, das im germ. zu *t* wird), eine andere als das *k* in *ka, ko, ku;* es wurde weiter vorn artikuliert als dieses, und eben in dieser Eigenart ist die Ursache seiner Veränderung zu suchen.[2]) Oder wenn in Campobasso *santo* als *sandə* erscheint, so ist klar, dafs der Wandel im Konsonanten dadurch entstanden ist, dafs zunächst blofs der Einsatz des Verschlusses, dann der ganze Konsonant tönend gebildet wurde. Nun ist aber zu bedenken, dafs das *t* in *santo* von allem Anfang an verschieden war von dem etwa in *amato;* während bei letzterem der Verschlufs durch Hebung der Zunge gebildet wird, ist in *santo,* wo die Zunge bereits früher Verschlufs bildet, diese in vollständiger Ruhe und der Verschlufs mufs durch eine Bewegung des Zäpfchens zu Stande kommen, die die Nasenhöhle abschliefst. Der Wandel zu *d* betrifft also nur ein auf die zweite Art gebildetes *t*, folglich wird man sagen dürfen, dafs die Eigenart des *t* die Ursache des Lautwandels sei. Einen besonders instruktiven Fall will ich noch erörtern: den Wandel von *f* > *h* im spanischen; da man zu allen Zeiten *fronda, fuente* gesagt hat, kann nicht Abneigung oder Unmöglichkeit bestanden haben, *f* auszusprechen.[3]) Es ist wieder eine Art Assimilation. Auch im deutschen bildet man *f* verschieden nach den folgenden Vokalen. So bestanden

[1]) Brugm. I^2 57.

[2]) Vgl. dazu und zum folgenden die Ausführungen in Siev. Phon.^{5} § 469 ff., Passy S. 167. Wechssler hat vollständig unrecht, wenn er Passys Bemerkung: „Tout son, voyelle ou consonne, subit dans une certaine mesure à l'influence des sons voisins" auf die Stellung innerhalb der Silbe beschränken will, S. 489_1.

[3]) Vgl. Meyer-Lübke, Einf. S. 182.

auch beim spanischen *f* verschiedene Mundstellungen, mit gröſserer Enge, wenn lippenengere Vokale darauffolgten, losere, wenn lippenweite danach zu sprechen waren. Von einem bestimmten Zeitpunkt an, wurde noch weiter an den folgenden Vokal „assimiliert"; der Spalt wurde so weit, daſs das Reibungsgeräusch bei den Lippen ganz verschwand und nur mehr der bloſse Hauch hörbar war; so blieb nur die engste Varietät des *f*, dasjenige das vor dem lippenengsten Vokal, dem *ų*, gesprochen wurde (*fucco*), ferner dasjenige, auf das überhaupt kein Vokal folgte (*fronda*). Gehen wir nun vom spanischen *f* > *h* zum gaskognischen über, so findet hier allerdings der Ersatz von *f* durch *h* unbedingt statt; das kann ja durch Lautsubstitution erklärt werden, wie es gewöhnlich geschieht; andrerseits kann man in Übereinstimmung mit dem spanischen eine Assimilation annehmen, die nur konsequenter durchgeführt wäre, so daſs sie einerseits auch vor dem lippenengsten Vokal (*focu* > *hucc*) eintrat, andrerseits auch ein dazwischen stehendes *l* oder *r* nicht hinderte die Lippen schon für den folgenden Vokal einzustellen (wie man etwa in *Blume*, *Bruder* die Lippen bereits bei der *b*-öffnung für das *u* einstellt), so also *frumentu* > *roumen*, *flagellu* > *laget*. — Es ist also im Auge zu behalten, daſs jeder Laut seine durch die Umgebung von allem Anfang an bestimmte Artikulation hat, d. h. wenn man will, daſs er von allem Anfang an daran assimiliert[1]) ist.

§ 19. Das zweite, was ich einzuwenden habe, ist, daſs W. sich fast ausschlieſslich mit Fällen beschäftigt, wo sich

[1]) Also immer nach zwei Richtungen, nach vorn und nach hinten, selbst wenn es sich um anlautende und auslautende Phoneme handelt, welche dann nach einer Seite an die „Ruhelage" assimiliert sind. Ein Beispiel für solche Assimilation an die Ruhelage ist es, wenn ein gelangweiltes *nein* so häufig wie *neinm*, *neim* erklingt, ein plötzlich und energisch hervorgestoſsenes wie *mnein*, *mein* (vielleicht erklärt sich so die Prohibitivpartikel indog. *mē*: aind. *mā́*, av. ap. *mā*, arm. *mi*, gr. *μή* = sonstigem *nē*), ganz nachläſsig gesprochenes gar nur wie *m* (vgl. Siev. Phon.[5] § 397). Im Dialekt von Montpellier sinkt nur absolut auslautendes *a* zu *ä* herunter, *d'ansaladeta finit* (Lamouche, gramm. langu. S. 18). Wahrscheinlich gehört hierher manches aus dem Kapitel: Verstummen von Endkonsonanten und Endvokalen; ebenso vom Verstummen von Anfangsvokalen Fälle wie *illi* > *li*, *illu* > *le*, *illa* > *la*, *illac* > *là*, *lai*. Hierher ferner rechne ich nach von mir gemachten Beobachtungen über die Aussprache des Vokals *o* im Tschech. den vulgärtschech. Wandel *osel* > *vosel*, *on* > *von*.

die Sprache einer Gemeinschaft über ein ursprünglich fremdes Sprachgebiet ausgedehnt hat [ich will mich in diesem Fall des kurzen Ausdrucks Sprachwechsel bedienen]. Was die Veränderungen der Artikulationsbasis betrifft, so tut er, nachdem er sich fast dreifsig Seiten lang mit den durch Sprachwechsel bedingten befafst hat, die anderen mit den Worten ab: „[Es] bleibt jetzt die Frage übrig, ob eine Veränderung der Artikulationsbasis auch ohne eine solche Ursache, innerhalb der Sprachgemeinschaft möglich ist. Nach den bisherigen Erörterungen bin ich geneigt, das Letztere nur in kleinerem Mafsstab anzunehmen, will aber damit kein abschliefsendes Urteil gesprochen haben.“ Auch bei den Akzentwandlungen heifst es: „Soviel steht aufser Zweifel, dafs, wenn wir im Lauf einer Sprachgeschichte plötzliche Umwälzungen der Gliederung antreffen, diese ethnologisch [d. h. durch Sprachwechsel] zu erklären und mit den Substitutionen der Artikulationsbasis in Parallele zu setzen sind“; von einer Veränderung der Gliederung, die nicht bei Sprachwechsel entstanden ist, ist überhaupt keine Rede; ja es scheint sogar, dafs W. an der Möglichkeit solcher Veränderungen zweifelt, wenn man einen Satz wie den folgenden betrachtet (S. 487): „Neben diesen ethnologisch bedingten Veränderungen der akzentuellen Gliederung und ihren notwendigen Folgen kommen jene durch eine unverändert bewahrte Gliederung bewirkten phonetischen Veränderungen wohl erst in zweiter Linie in Betracht.“ Man würde erwarten, dafs den ethnologisch bedingten die nicht ethnologisch bedingten Veränderungen der Gliederung gegenüberstehen, es steht aber die unverändert bewahrte Gliederung entgegen. Freilich scheint es mir ein Widerspruch damit zu sein, wenn gleich darauf als Grund der Verstärkung der Symbolsilben und Schwächung der „minder wertvollen“ Silben, die eben bei jener unverändert bewahrten Gliederung erfolgen könnte, der Affekt angesehen wird und die Perspektive eröffnet, dafs infolge des Affekts im romanischen wie im keltischen und germanischen die Stammsilbe zur festen Hauptsilbe werden könne. Denn es ist doch klar, dafs der Affekt in erster Linie eine Veränderung des Akzents, besonders der Tonstärke bewirkt; Tonstärke ist aber, auch nach Wechssler und Saran, einer der Faktoren, die die Gliederung des phonetischen Phänomens

ausmachen. Man kann also nicht von unverändert bewahrter Gliederung sprechen.

Nun liegt aber gewifs unser Hauptinteresse nicht bei jenen phonetischen Veränderungen, die durch den Sprachwechsel bedingt sind. Dafs diese sich mit gesetzlicher Regelmäfsigkeit abspielen, wird von Anfang an niemand verwundern. Wenn z. B. ein Tscheche, der noch nicht vollständig das Deutsche erlernt hat, statt der tonlosen Lenis eine tönende substituiert und etwa in dem Vers Chamissos

Doch hat es Gott noch gut gemacht
statt: hat es got noh gut gemaht (g tonlose Lenis)
ausspricht: hat ez gǫd noγ gud gemaht

wie (mit interessanten Assimilationen) tatsächlich einer meiner Prager Schüler rezitierte, so ist uns das ganz verständlich, auch dafs eine solche Aussprache unter günstigen (resp. ungünstigen) Verhältnissen[1]) eine deutsche Minorität im tschechischen Gebiet ergreift und wir werden nicht erwarten, dafs er je eine andere Lautvertauschung durchführt als diejenige, die den fremden Sprachlaut durch den ihm geläufigen nächsten substituiert. Wenn gerade in diesem Gebiet die am lebhaftesten diskutierten Streitfragen der romanischen Lautlehre zu suchen sind, so kommt dies keineswegs daher, dafs diese Vorgänge an und für sich schwer erklärbar wären. Es handelt sich hier vielmehr um die schwierige Frage, auf die ich noch zurückkommen mufs (§ 51), ob und inwieweit solche Lautsubstitutionen für das romanische Gebiet anzunehmen sind.

Was aber bisher immer als vollständig rätselhaft galt, ist der Ersatz eines Lauts durch einen neuen innerhalb einer Sprachgemeinschaft, der weitaus häufigere Fall in anbetracht des Umstands, dafs Sprachwechsel im ganzen im sprachlichen Leben doch bedeutend seltner vorkommt als ruhiges Fortbestehen und sich in jeder Mundart charakteristische Lautwandlungen aufweisen lassen, die nicht von aufsen importiert sein können: Als deutliche Beispiele führe ich an aus der Wiener Mundart: *ǟį* > *ǟ* z. B. *stǟiŋ* > *stǟgŋ*, ähnlich *åų* > *å̂*

---

[1]) Z. B. wenn dieselbe von dem Verkehr mit der Hauptmasse der deutsch sprechenden abgeschnitten und nur auf sich und ihre tschechisch redenden Mitbürger angewiesen ist.

us > hås, was erst in der jüngeren Generation vollständig rchgedrungen ist (vgl. Gartner Z. f. hd. Ma. I 193), im neuisl. bn, fabla, stebn aus aisl. barn, falla, steinn[1]); in franz. Mund-:en ou > eu (das bedeutend später sein mufste als die inkische Invasion, weil sonst coda zu cheue hätte werden issen, sei es dafs der erste Bestandteil des Diphtongs e oder mit der heutigen Aussprache war). Oder nehmen wir selbst n Lautwandel ū > ü; mag der Grund desselben immerhin der gallischen Artikulationsbasis zu suchen sein, es ist aus m gleichen Grund leicht nachzuweisen und bereits nachwiesen worden, dafs jener Akt, durch den der Laut die issprache des heutigen frz. ü bekommen hat, lang nach der it erfolgen mufste wo das letzte gallische Wort verstummt ir, nach der fränkischen Invasion. Wäre es zur Zeit derben das heutige ü gewesen, so hätte culu im Zentralfrz. bedingt zu čül werden müssen wie skîna zu eschine geworden . Man hat oft auf die bekannten Arbeiten von Lenz hinwiesen, der das Chilenische als Spanisch mit araukanischen uten gesprochen darstellt. Dem sei, wie es wolle, der Laut-:ndel l' > y, den er im Chilenischen nachgewiesen hat, kann :ht darauf beruhen, da das Arauk. selbst den Laut l' hat; :ser ist ebensowenig durch Sprachwechsel entstanden wie rselbe Vorgang in frz., prov., kat., oberit., walach., rätorom.[2]) ındarten. Und je weiter man in der Betrachtung der einzelnen ındarten fortschreitet, umsomehr Fälle des Lautwandels sen sich aufweisen, bei denen die Entstehung durch Adoprung einer fremden Artikulationsbasis ausgeschlossen ist.

§ 20. Ein dritter Punkt, in dem ich mit W. nicht einrstanden bin, ist der, dafs die Einteilung in Kategorien, wie sie vornimmt etwas äufserlich, mehr nach der orthoaphischen Wiedergabe, die der betreffende Lautwandel in :n verschiedenen Sprachen erfährt, vorgenommen erscheint.

---

[1]) Siev. Phon.[5] § 776.

[2]) Gartner konstatierte in Ems (Graubünden) im Jahr 1880 die Ausırache kaval' fel' el' vel' urel'a, ich konnte im Jahr 1900 kəvay, žanuy, ŗęyə} fey, ey neben kəval' el' urȩl'ə, vel' hören. Das friaulische, das l' och im 14. Jahrh. aufwies, kennt es heute nicht mehr; y ist sogar z. T. efallen, ML I S. 437.

Dort wo es sich blofs um die Beschreibung und Aufzählung der konstatierten Vorgänge handelt, mag ja eine derartige Einteilung genügen, sogar gewisse Vorteile haben; wo es sich aber darum handelt, auf die inneren Gründe Rückschlüsse zu ziehen, hätte mehr auf die eigentliche, phonetische Natur eingegangen werden müssen. — Dafs sich zwischen Assimilation (III) und spontanem Lautwechsel eine im Wesen der Sache begründete Grenze nicht leicht ziehen läfst, haben wir oben (§ 18) gesehen; dasselbe gilt von Umlaut-Brechung (IV) und einigen Fällen der Epenthese (V) gegenüber den beiden erwähnten Veränderungen. Nehmen wir beispielsweise an, dafs in einer Sprache nebeneinander *bę́vo, bę́vi, bę́vę* bestanden hat, so konnte nach dem, was wir oben (§ 18 Schlufs) konstatiert haben, die Aussprache des *ę́* in jedem der drei Fälle verschieden sein. Nehmen wir als normal diejenige an, die in *bę́ve* eintritt: hier blieb die Zunge, während der Aussprache des *v* und nachtonigen *e* in derselben Lage, da für *v* nur die Stellung der Unterlippe in Betracht kommt; bei dem *ę* in *bęvo* konnte die engste Stelle etwas weiter rückwärts gebildet werden, als Vorbereitung für die Zurückziehung des artikulierenden Teils in die *o*-Lage, die während der Aussprache des *v* erfolgte, eine Verschärfung dieser Tendenz hätte eventuell zu *bè¹vo, ba¹vo* (*è¹ a¹* nach Bell-Sweet-Sievers, Siev. Phon.⁵ S. 103; *è¹* dem Klang nach ähnlich mit *ǫ̈*) führen können[1]); bei *bęvi* bleibt die Zunge in derselben horizontalen Lage, wie bei *bęve*, nur konnte die Artikulation etwas höher (enger) ausfallen, um dann während der Aussprache des *v* in die noch engere Lage des *i* überzugehen. Dieses etwas geschlossenere *ę* konnte sich dann zu *i* entwickeln, wie es in Alatri wirklich der Fall ist, wo die drei ersten Personen von *bibere: bevo bivi bevə*[2]) heifsen, während also sonst das *e* als geschlossenes *e* bleibt. Auch wenn der dazwischen stehende Konsonant ein Dental ist, ändert das nichts an der Sache; denn der Vokal wird in der Regel mit der Hinterzunge artikuliert (Bremer, Phon. § 51), der Dental mit der Zungenspitze oder der Vorder-

---

[1]) Ich weifs nicht, ob etwas ähnliches nachgewiesen ist; doch dürfte an. *sękkva* > *sǫ́kkva*, *rekkva* > *røkkva*, *miklom* > *myklom* damit zu vergleichen sein. Noreen, altn. Gramm. § 71.

[2]) ML I § 81; It. Gramm. S. 24.

zunge; während die letztere den Verschlufs oder die Enge oder beides bildet, vollführt die Hinterzunge die früher erwähnten Bewegungen; darum denn auch in Alatri *misi arberitə* neben *mese arbereta.*[1] Dasselbe gilt natürlich auch für *o-i* > *u-i* oder *ę-u* > *i-u* u. dgl. Da der zwischenstehende Konsonant in diesen Fällen nicht in Betracht kommt, so liegt hier derselbe Vorgang vor, wie im Afrz. *baer* > *bëer*, *eage* > *aage*, westrät. *eu* > *iu* (ML I § 102), was man doch allgemein Assimilation heifst.[2]

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dafs dazwischenstehende Konsonanten nie eine Artikulation aufweisen, die dieser Beeinflussung hinderlich im Weg steht; im Gegenteil, es kann dies auf zweierlei Weise geschehen, entweder wenn er derartig erzeugt wird, dafs die beim Vokal in Anspruch genommenen Organteile dabei tätig sind (es gibt ja z. B. auch ein Vorderzungen-*e* oder -*i*) oder wenn er selbst irgend welche assimilatorische Wirkungen auf den Vokal ausübt. Der erste dieser Fälle dürfte vorliegen, wenn bei der 1. ahd. Umlautbildung ein zwischenstehendes *ht*, *hs*, z. T. auch *lt* u. s. w. (Braune ahd. Gramm. § 27_2) den Umlaut *a* > *e* oder im portug. (im Gegensatz zu ital. Mundarten, ML. It. Gramm. S. 24) -*st*- den von *e* > *i* verhindert.[3] Das letztere dürfte der Fall gewesen sein, wenn im ahd. bei *u*- { *a* / *e* / *o* } ein dazwischenstehender kombinierter oder geminierter Nasal den Wandel *u* > *o* aufgehalten hat; es ist das daraus zu schliefsen, dafs auch *ë* im gleichen Fall stets zu *i* wird.

Noch in anderer Weise kann der Vorgang sich abspielen, so nämlich, dafs jene Beeinflussung durch den folgenden Vokal nur den zweiten Teil des vorhergehenden Vokals betrifft; besonders aber nicht ausschliefslich wird dies der Fall sein

[1] ML I § 81; It. Gramm. S. 24.

[2] Wenn die Sache sich so verhält, wie ich sie hier vorgebracht habe: erst geringe Nuanzierung, dann Verschiedenheit in der Fortentwicklung der so nuanzierten Laute, so wird verständlich, dafs die graphische Wiedergabe des Umlauts oft erst auftritt, wenn die Ursache — der nuanzierende Vokal — nicht mehr besteht, wie das bekanntlich bei der 2. hochdeutschen Umlautbewegung der Fall war.

[3] ML I § 79.



können, wenn dieser einen zweigipfligen Akzent trägt. Hierher gehören Dinge wie altn. *berga* > *bearga* > *bjarga*; *sterna* > *stearna* > *stjarna* (Nor. § 84); ags. *herot* > *heorot*; *teru* > *teoru*, (gemeinwests.:) *hefon* > *heofon*; **widu* > **wiudu* > *wudu*; *miluc* > *mioluc* (Siev. ags. Gr.³ § 104 f.); av. *au̯ruša* = ai. *aruṣá-s*; av. *ai̯rišta* = ai. *áriṣṭa-s* (Brugm. I², S. 829, 832) u. dgl. Denselben Vorgang nehme ich im romanischen Sprachgebiet bei rum. *e* > *ea*, *o* > *oa* vor *a* und *e* an. Die erste Stufe wird *ęę*, *ǫǫ* gewesen sein, woraus sich dann die heutigen Diphthonge entwickeln konnten; *ęę* wird vor *e* zum Teil zu *ę* zurückgekehrt sein.[1]) Die Abweichung auf der andern Seite zu suchen, nämlich anzunehmen, dafs nachton. *o, u, i* den Wandel *e* > *ea*, *o* > *oa* aufgehalten hat, kann ich mich schwer entschliefsen, weil von *quid* auch die betonte Form *ce*, nicht *cea* lautet (als selbständiges Fragewort, *de ce*, *un nu sciu ce* etc.) Hierher, nicht in die folgende Kategorie (Epenthese) dürfte auch frz. *tuit* gehören.

§ 21. Die Epenthese (V) unterscheidet sich von der eben besprochenen Erscheinung im wesentlichen dadurch, dafs das zweite Element nicht Träger eines Expirationsstofses, also kein Vokal, sondern ein sogenannter halbvokalischer Spirant ist. Das spirantische Element ist artikulatorisch unabhängig vom dazwischenstehenden Konsonanten und kann mit diesem gleichzeitig hervorgebracht werden, so bei *qu* = *q*ᵘ z. B. in *aqua*. Hier kann eine kleine zeitliche Verschiebung der Lippenartikulation gegenüber der Zungenartikulation zu Formen wie *augua* oder *auga* führen, worüber ich in der Z. f. r. Ph. 1904, 380 f. eingehender gesprochen habe. Ebenso in Fällen wie *api̯o* > *aipo*, *comi̯o* > *coimo*. Es ändert aber nicht viel an der Sache, wenn die Artikulationsstelle die gleiche war, also *sapuit* > prv. *saup*. Bei einer Aussprache *sapu̯it* wird das *p* mit weit vorgeschobenen Lippen gebildet, damit beim Öffnen jene Ausdehnung der Reibefläche vorhanden ist, die zur Erzeugung eines spirantischen Lauts notwendig ist.[2]) Wenn man nun statt erst während der Dauer des Verschlusses die Lippen in

---

[1]) Vgl. ML I § 82.

[2]) Auf diese gröfsere Ausdehnung (von hinten nach vorn) der Artikulationsfläche bei Spiranten ist immer genau zu achten; die Nichtbeachtung dieses Punktes hat z. B. Sievers, Phon.⁵ § 325 zu einer schiefen

jene Stellung zu bringen, ihn bereits von allem Anfang so bildet und wenn man die Stimme noch während der Verschlufsbildung tönen läfst, so mufs offenbar das *u̯* bereits vor dem *p* als Gleitelaut hörbar werden, weil eben der Luftstrom genau dieselbe Enge passiert wie nach der Öffnung des Verschlusses. Dabei ist noch zu unterscheiden, ob jene Muskelbewegung, die die Vorstülpung bewirkt, blofs zeitlich verschoben wird, so dafs die Lippen um jene Dauer, um die sie früher begonnen hat, wieder früher in die normale Lage zurückgeführt werden (dann entsteht *sau̯pit*) oder aber ob es sich um Verlängerung der Dauer handelt (dann *sau̯pu̯it*).

§ 22. Diese Erscheinung beruht also auf demselben Prinzip wie die vorhergehende, nämlich auf einer zeitlichen Artikulationsverschiebung. Warum also beide durch einen solchen Abgrund trennen, der einen lautgesetzlichen Charakter zuweisen, der andern nicht? Ich kann nicht verstehen, wie W. zu dieser Behauptung kommt: „Wir finden diese Erscheinungen nicht immer auf den ganzen Wort- und Formenschatz ausgedehnt, sondern oft nur auf wenige, besonders gebräuchliche Nomina und Verbalformen ... Sie begegnet in den betreffenden romanischen Sprachen nur als Rudiment." Ich glaube, dafs das einzig mit Hinblick auf die frz. Fälle wie *nif*, *mœuf* geschehen ist; aber er hätte doch darauf Rücksicht nehmen

---

Auffassung des Verhältnisses von bilabialem *p* zu labiodentalem *f* verleitet, indem die Vorstellung festgehalten wird, dafs einem bilabialem *p* eigentlich ein bilabiales *f* entsprechen müfste und die Tatsache, dafs dies in der Sprachentwicklung und den verschiedenen Lautsystemen meist nicht der Fall ist, unrichtig mit teleologischen Motiven begründet wird. In Wirklichkeit ist nämlich zwischen der Organstellung von bil. *p* und labiodent. *f* kein bedeutender Unterschied. Hier wie dort ruhen die Oberzähne auf der Innenfläche der Unterlippe. Beim *p* wird bei Öffnung des Verschlusses die Unterlippe energisch entfernt u. z. ungefähr gleichzeitig von der Oberlippe und den Oberzähnen. Natürlich kommt blofs das Ausbrechen der Luft an den Lippen zu Gehör, weil nur hier der vollständige Verschlufs gebildet wurde. Wenn dagegen blofs die Lippen ein wenig geöffnet werden und die Luft herausgedrängt wird, so sind die gröfseren Widerstandsflächen an den Zähnen. Wird das *p* wenig energisch artikuliert, so dafs nach Öffnung des Lippenverschlufs die innere Fläche der Unterlippe noch ein wenig an den Oberzähnen bleibt, so entsteht aus der Tenuis die Affrikata *pf*.

sollen, dafs es Leute gibt, die diesen Wandel anders auffassen, als einfache Analogie (ML I 470); jedenfalls kann man, wie längst bemerkt worden, doch *sitim* > *soif*, wo nie ein *u* vorhanden war, nicht mit der Askolischen These erklären.

Nicht in diesen Paragraph gehören ferner Fälle wie *clavu Pictavu Andegavu*, wo es sich um eine Assimilationserscheinung handelt, die bereits im lat. den Ausfall des *v* zur Folge hatte. Wohl aber gehören solche wie *perdris, jardrinier* hierher (die unter IX erwähnt werden), wo jene Bewegungen die zum Erzittern der Zunge führen verlängert ausgeführt werden (das Nähere unten § 27 f.), ferner solche wie *ts* > *st*, *ks* > *sk*, die unter VI zu finden sind. Ein *ts* z. B. kann so gebildet werden, dafs die Vorderzunge sogleich in die *s*-Lage gehoben wird, also eine längere Reibestelle bildet, die vorläufig mit der Zungenspitze verschlossen wird. Wird nun diese Zungenbewegung die die Reibefläche herstellt, noch früher bewerkstelligt, so entsteht *st* (oder *sts* nach der am Ende von § 21 gemachten Unterscheidung).[1]) Vermutlich dasselbe ist ferner das in Mandray vorkommende *čalo* > *štalo* etc., ML I S. 334.

§ 23. Was unter dem Namen „Metathese" (VI) vereinigt ist, sind verschiedenerlei Erscheinungen. 1. Ein Teil wurde soeben besprochen. — 2. Ein grofser gehört zu jenen Spracherscheinungen, deren Kausalnotwendigkeit zwar nicht geleugnet werden kann — das darf man ja überhaupt nicht —, sich aber der wissenschaftlichen Feststellung dadurch entzieht, dafs die psychische Seite einen grofsen Anteil hat. Es handelt sich dabei um Beeinflussungen seitens begriffs- oder lautverwandter Formen, entweder von Stämmen wie *scintilla*, das durch den verwandten Begriff (*e*)*stinguere* zu **stincilla* umgestellt wurde, *grevogna* in Piazza Armerina aus *vergogna* (Stamm *grev-*), *guerlemo*, *garmelo* (*lacrima*) in mod.-prov. Mundarten wegen *gamentar* = *gaimentar* (das, wenigstens im afrz., auch als *garmenter, guermenter* vorkommt) oder aber von Präfixen und Suffixen *ricumare* (tar.) = *rumicare* (wo *ri* das *c* nach sich zog), *medulla* > **mudella* (weitverbreitet) wegen *-ella* u. dgl. — 3. Oder

[1]) Durch Verspätung statt Verfrühung kann wieder das Umgekehrte vorkommen *st* > *ts* oder *sts*. Ein mir bekannter Franzose spricht stets *romanists* etc. (statt *romaniste* etc.).

aber es sind Fremdwörter, die bei ihrer Aufnahme entstellt wurden, so z. B. siz. *paladinu* > *padalinu*,[1]) *vispiku* (aus *episcopu*), sp. *peligro*, *milagro* u. dgl. ML I § 579. — 4. Davon blofs graduell verschieden sind dann einerseits Ausdrücke, die nur immer einem Teil Bevölkerung so recht vertraut sind, für den andern aber immer wieder eine Art Fremdwörter bleiben, die termini technici verschiedener Gewerbe und Künste, Gegenstände, die nur bestimmten sozialen Kreisen näher bekannt sind: it. *bertovello* 'Fischreuse', logud. *abile* (aus *alipes*), sp. *ajuagas*, portg. *ajuaga* (= *aguaja* Art Geschwür bei Pferden), morv. *chevené* Hanfsame (= *chenevé*) u. dgl.; — andrerseits Wörter, die zu gebrauchen der Einzelne selten Gelegenheit hat: weniger geläufige Tier- und Pflanzennamen, gewisse Eigennamen, Bezeichnungen für Krankheiten oder Heilmittel u. a. m.; hier kann nämlich jene bewufste oder unbewufste kontrollierende Einwirkung, die häufiger gebrauchtes Sprachgut von den mannigfachen Verirrungen und Entgleisungen der Kindersprache immer doch wieder zur normalen Form zurückbringt, sich nicht in vollem Umfang äufsern, also neuprvz. mail. *galòfre* (*caryóphyllon*), lothr. *möləsõ* (= *limaçon*), port. *tanchagem* (= *chantagem*), it. (etc.) *malenconia* (für *melancolia*) und sehr vieles andere.

§ 24. Bei 3 und 4 ist die Metathese nur ein spezieller Fall der verschiedenartigen Umgestaltungen, denen solche Wörter überhaupt ausgesetzt sind.

Vgl. z. B. die verschiedenen Formen, unter denen der Pflanzenname *petroselinon* in Italien erscheint: *petrosemolo, prezzemolo, pedrusimulo, partsemol, parsemol, prassemul, putresinere, petresinele, perdesenele, perdesemmero* Behrens, S. 41; oder *érysipèle* im franz.: *rezipęl* vulgärfrz., Reims; *izipęr* Bourberain, *rəzipęr, ərəzipęr* Pléchatel etc., *bibliothèque*: *bilbokęt* poitev. Da ist es noch eine verhältnismäfsig kleine Veränderung, wenn man bei diesen Verstümmelungen mit den Lautelementen auskommt, die das ursprüngliche Wort besitzt und sie nur anders stellt. Sie kommen wohl zum grofsen Teil wie die unter 2 erwähnten auf Rechnung von Beeinflussungen

[1]) Es wurden die Zusammenstellungen von ML I § 575 ff., Behrens Über reziproke Metathese im Rom. (Greifsw. 1888), Nigra Z. f. Rom. Phil. XXVIII H. 1 benutzt.

seitens anderer Stämme und Endungen, nur dafs hier die Begriffsverwandtschaft noch viel geringer sein kann (Volksetymologie); daher ist oft nicht leicht zu erraten, was sich eingemischt hat. Hie und da liegt es wohl auf der Hand, z. B. bei it. (ähnlich auch span., portg.) *filosomia* 'Physiognomie' die zahlreichen griechischen Bildungen auf filo-, umgekehrt bei frz. *phisolopher* physique etc., bei frz. *féciliter* statt *féliciter*, faciliter. Interessant ist die gegenseitige Beeinflussung in vulgfrz. *aréostat* und *aéromètre* statt *aérostat* und *aréomètre*. In vielen Fällen könnte der Grund nur mit genauer Kenntnis nicht nur der betreffenden Sprache überhaupt, sondern auch der Beliebtheit und Häufigkeit in der Verwendung der einzelnen Worte und Elemente aufgefunden werden. Nach Vorgängen, die ich in der Kindersprache beobachtet habe — hier ist ja die Analogie mit derselben beweisend, denn in beiden Fällen handelt es sich um die Wiedergabe von nur halbgelerntem und ungenau eingeprägtem — ist es nicht einmal notwendig, dafs das beeinflussende Wort engere Berührung mit dem beeinflufsten habe. Eine 5 bis 6jährige Kleine sprach statt *Tunnel* (Wiener Dial. *tunö*^{i}) *šifonö*^{i} (Einmischung von *chifoner* 'Kleiderschrank'); statt *Professor protsesə* (Prozession), für *Rulōs* (= Rouleaux, Art Fenstervorhänge) *nikolos nikrolos* (der den Kindern hier sehr wohl bekannte heilige *nikoló* [Nikolaus] spielte ein), für *Bibliothek* kam zuerst *blumetek blumitek* (Blume), später *blimatek blimotek* und schliefslich (nach 14 Tagen) *bliblotek* zum Vorschein, bei dem es lange Zeit blieb. Das Beispiel ist instruktiv, denn würde nicht die ganze Reihe vorliegen, so würde bei der letzten Wiedergabe kein Mensch erraten, dafs in dem *bl-* der Anlaut von *Blume* steckt. Bei *nimolat* = 'Limonad' (hier also eine wirkliche Metathese, daneben *nimonat*; ein andres Kind sprach *milonat*), dürfte sich die Vorstellung eingemischt haben, dafs man sie 'nimmt'. Nicht nur Fremdwörter werden davon betroffen, sondern auch schwerere deutsche Wörter, z. B. *blindlingen* statt *beliebigen*. Zu beachten ist, dafs nicht blofs Gedächtnisfehler, sondern zum guten Teil auch Gehörfehler vorliegen müssen. Auch die Geläufigkeit spielte eine gewisse Rolle, z. B. wenn der czech. Name *Březina*, den sie in Wien in der Form *Pršezina* zu hören bekam, mit *špresina* wiedergegeben wird, wo die aus dem deutschen her vollständig

geläufige Verbindung *špr* die ungewohnte *prš* ersetzt. Alle die hier berührten Momente sind nun für die in Rede stehende Spracherscheinung zu beachten, und vielleicht in manchen Fällen auch das folgende: das Kind, das *blumetek* nachsprach, machte sich zuerst von dem benannten Gegenstand gewifs entweder ganz falsche oder überhaupt keine Vorstellungen; es hörte nur öfter zu, wie davon gesprochen wird, dafs jemand in die *B.* gehe oder dort sei und hat sich im übrigen längst darein gefunden, dafs es noch nicht alles genau versteht, von dem es sprechen hört. Solches Aufnehmen und Nachsprechen von unverstandenem oder nur halbverstandenem kommt nun gewifs auch im Volk gelegentlich vor und begünstigt die volksetymologischen Umgestaltungen.

§ 25. Auch bei einer fünften Art der Metathese, jener des Typus *grenier* > *guernier* oder *formaticu* > *fromage,* dürften psychologische Momente, aber ganz anderer Art, eine Rolle spielen. Schon 1886 hat Behaghel für Assimilation, Dissimilation und Metathese der Wichtigkeit des Sprechtempos gedacht,[1]) und tatsächlich glaube ich, dafs dieses hier in Betracht kommt.

Um nun aber die Einzelheiten des Hergangs klar zu machen, möchte ich zunächst wieder auf eine Beobachtung von Sievers[5] § 480[2]) verweisen, wo ausgeführt wird, dafs verschiedene Konsonanten besonders Liquiden, mit spezifischen Vokalnüanzen gesprochen werden können, z. B. *r* mit Einmischung der *u*- oder der *i*-Artikulation, die hier mit $\overset{u}{r}$, $\overset{i}{r}$ bezeichnet werden soll. Derartige Nüanzen werden wenig hörbar, solange man die Liquiden für sich selbst ausspricht, sie werden aber sehr deutlich in Verbindung mit andern Lauten. Um sich davon zu überzeugen, empfehle ich folgenden Versuch: Man spreche die Silbe *glk* im folgenden immer so, dafs die Zungenspitze während der ganzen Silbe fest an die Alveolen geprefst wird. Man kann sich bei dieser Verbindung sehr leicht überzeugen, ob das wirklich der Fall ist, weil man es mit dem Finger prüfen kann. Trotz der Gebanntheit der Zungenspitze kann man die verschiedensten Vokalnüanzen erzeugen: $g\overset{a}{l}k$, $g\overset{e}{l}k$,

---

1) Literaturbl. 1886, Sp. 443 (W. 499).

2) Vgl. auch Bremer, d. Phon. § 132.

g$\overset{i}{l}$k, *g$\overset{o}{l}$k*, *g$\overset{u}{l}$k*, *g$\overset{ü}{l}$k*; sogar *g$\overset{ae}{l}$k*, *g$\overset{ia}{l}$k* u. s. w. Man diktiere diese Silben einem phonetisch Ungeschulten; er wird ohne Zweifel *galk*, *gelk* oder *glak*, *glek* schreiben. Es können also vokalenthaltende Silben, zum mindesten solche, die Liquiden enthalten, auf vokallose reduziert werden (Vokal hier im Sinn der Schulgrammatik), ohne ihren vokalischen Klang einzubüfsen.[1])

Das wird besonders unter dem Einflufs von zwei Faktoren geschehen: erstens des Redetempos, zweitens der Unbetontheit. Es können also etwa, wie es wohl im md. der Fall war, die Schnellsprechformen von *bresten werben*: *b$\overset{e}{r}$sten w$\overset{e}{r}$ben*, die von *vorhte gesprochen*: *v$\overset{o}{r}$hte gesp$\overset{o}{r}$chen* sein. Wie bei Formen verschiedener Funktion kann Analogiebildung durch Proporzion eintreten und „falsche" Langsamformen erzeugen; wie *w$\overset{e}{r}$ben*:*werben* so *b$\overset{e}{r}$sten*:*bersten*, wie *gesp$\overset{o}{r}$chen*:*gesprochen* so *v$\overset{o}{r}$hte* : *vrohte*, umso eher als, wie wir gesehen haben, jene vokalisch gefärbten Liquiden vom Ohr leicht als Vokal + Liquida oder Liquida + Vokal aufgefafst werden.

Dasselbe unter dem Einflufs des Tempos und der Unbetontheit zugleich bei den zuerst genannten frz. Formen. In den Schnellsprechformen fallen die ersten Silben von *froment formage*, von *grenier guerpir* zusammen: *f$\overset{o}{r}$mĕt f$\overset{o}{r}$mage* — *g$\overset{e}{r}$nier g$\overset{e}{r}$pir*. Dann gelegentlich „falsche" Auflösung nach beiden Seiten hin, wenn sorgfältige langsame Rede erforderlich ist.

Hierher dürften wohl auch Fälle wie gr. *ἐνϝα* (in *ἔνατος* etc.) ai. *nava*, lt. *novem* etc. Brugm.[2] § 539_2 gehören.

§ 26. Auf Analogiebildung ohne Bedeutungsverschiedenheit der zwei Paare unter einander ist ja schon wiederholt aufmerksam gemacht worden.[2]) Schuchardt, über die Lautgesetze S. 7 f.,

[1]) Vgl. eine dem obigen entsprechende Darstellung bereits bei Behrens, rez. Met. 2 ff., wo auch auf frühere ähnliche Erklärungen von Mussafia und Ascoli verwiesen und Belege für die Erscheinung aus modernen Sprachen und Mundarten angeführt werden. Der Zusammenhang mit Tonverhältnissen (d. h. Abhängigkeit von unbetonter Stellung) bereits bei Mussafia u. s.

[2]) So sind denn alle drei Momente, die ich zur Erklärung der in Rede stehenden Metathesen vorbringe, bereits verwendet worden: Verschiedenheit des Sprechtempos, Möglichkeit vokalisch gefärbter Liquiden, Analogiebildung bei bedeutungs-identischen Paaren. Nirgends aber finde

erklärt so den Wandel von vulgärlat. *ę ǫ* > ital. *ie uo*. Er sei ursprünglich an folgendes *i u* gebunden gewesen (wie noch jetzt in manchen Dialekten): *vieni, buonu, buoni,* zunächst durch begriffliche Analogie ausgedehnt worden: *viene, buona,* dann auch ohne solche *pietra, ruota,* wobei *bene, bove, nove* als letzte Reste der alten Einrichtung geblieben seien. Nimmt man nun hinzu, dafs jene Diphtongierung vor *u i* zuerst nur in den Lento-Formen berechtigt war, neben einander also *vieni* und *veni* bestanden,[1]) so konnte sich ganz gut die Proportion:

a.[2]) *veni* : l. *vieni* = a. *vene* : l. *viene* = a. *petra* : l. *pietra*

bilden und die Annahme einer solchen Analogie ist keineswegs ein Unding.[3]) Ob diese italienischen Vorgänge wirklich so zu erklären sind, darüber freilich habe ich mir noch kein abschliefsendes Urteil gebildet. Hierher gehören ja auch Fälle wie it. *sono, amano, vendono* (statt *son, aman, vendon*) wo die Glieder der bedeutungsgleichen Paare (*buon* : *buono* etc.) allerdings mehr durch die Stellung im Satz als durch das Sprechtempo differenziert sind,[4]) ebenso wie bei provz. *fon* (für *fo*)[5]) und in den andern von Paul, Prinzipien³ S. 108 angeführten Beispielen. Auch nach dem Akzent differenzierte Paare können Neubildungen hervorrufen. So erklärt sich die Bildung von afrz. *gie* betont neben unbetontem *je* daraus, dafs nicht nur neben *cheons gelons* etc. *chiet giele* etc. stand, sondern auch letztere Worte, wo sie flüchtig und ohne Ton gesprochen wurden wohl bereits im Altfrz. wie *chet gele* erklangen; ähnlich das betonte *êre, êrt* (*ê* = *e* aus *a*) neben unbetontem *ere ert* aus einem Nebeneinander von mehr betontem *pêre pêrt* (paret) u. s. w. und minder betontem *pere pert.* Das nicht z. B. *vęrt* (*virde*) oder *pęrt* (*verdit*) mafsgebend wurden, erklärt sich wohl daraus, dafs das *r*, als nach ursprünglicher Kürze stehend, hier ursprünglich mit scharfem Einsatz gesprochen wurde.

---

ich sie in den oben angeführten Zusammenhang gebracht, ohne den, wie ich meine, die Erscheinung nicht völlig aufgeklärt werden kann.

[1]) Schuchardt, Littbl. 1886, Sp. 81.

[2]) a. = Allegroform, l. = Lentoform.

[3]) Paul, Littbl. 1886, Sp. 5.

[4]) ML It. Gramm. § 108. D'Ovidio, Z. r. Ph. XXIII, 313—320.

[5]) Neumann, Z. f. rom. Phil. VIII, 257.

§ 27. Dieselbe Analogie nach Schnellformen möchte ich in Anspruch nehmen, um in einer sechsten Art der Metathese die Vertauschung von Liquiden in Fällen wie frz. *quenoille* (*knol'*) > *kloń* (weit verbreitet), *chenille* (*šnil'*) > *šliń* (z. B. Reims); provz. *nul'* > *l'un*; afrz. *agenoiller* > *agelogner* und umgekehrt afrz. *genille* für *geline* zu erklären. Daſs bei *n* der Nasenverschluſs oft vorher und nachher leicht geöffnet bleibt, ist bekannt, das ist ja der Grund jeder Nasalierung; bei schnellem Sprechen geschicht es sogar, daſs sie benachbarte Silben ergreift,[1]) wobei natürlich die zwischenstehenden Konsonanten auch nasaliert werden. Es kann also die Nasalierung sich bis zum *l* der benachbarten Silbe erstrecken, das nun als Zwischenlaut zwischen *l* und *n* erscheint, als *l̃*. Wie aber die spezifische Nasalartikulation (Öffnung der Gaumenklappe) die umstehenden Phoneme ergreifen kann, so auch die spezifische *l*-Artikulation. Ein *l* erfordert nämlich zwei Bewegungen; die dem *l* eigentümliche (die Bewegung I) ist die Hebung der Zungenspitze (oder der Mitte der Vorderzunge) gegenüber den seitlichen Teilen. Diese Bewegung muſs nun mit einer Bewegung der gesamten Vorderzunge nach aufwärts (Bew. II) verbunden werden, soweit daſs die Zungenspitze den Gaumen berührt, wodurch eben der *l*-Verschluſs zu Stande kommt. Wird nun diese Lage festgehalten, so können die hinteren Partien der Zunge trotzdem in die den verschiedenen Vokalen entsprechende Lage gebracht werden, was die in § 25 besprochenen Laute $\overset{a}{l}$, $\overset{e}{l}$ etc. zur Folge hat und nach dem dort gesagten zu Metathesen wie emil. lomb. *pulga* > *pluga*, rum. *vulgu* > *vlog*; *pulmone* > *plămână* führen kann. So weit scheint es auf gallischem Boden nicht gekommen zu sein, da solche, *l*-Metathesen hier fehlen. Es kann aber auch bloſs die Bewegung I festgehalten werden. Das hat nun auf Vokale keine hörbare Wirkung, weil Bewegung I ohne Bewegung II eben keinen Verschluſs und keine Enge bildet, die Lage der Vorderzunge aber, sofern dies nicht geschieht, für die Vokale irrelevant ist; wohl aber auf gewisse Konsonanten. Wenn z. B. in *geline* die Bewegung I bis zum *n* festgehalten wird, so wird die

[1]) Vgl. amerikanisch-englisch *nę̃ṽə mę̃ž̃ə* (never, measure) neben *ęvə pl̨ęže* Siev. Phon.[5] § 800.

Folge sein, dafs nur ein Teil der Vorderzunge (an der Spitze) den Verschlufs bildet, so dafs die Luft seitlich ausströmt; da aber die Gaumenklappe geöffnet ist, so ist das Resultat wieder nasales *l*. Durch Ausbreitung der beiden spezifischen Artikulationen des *l* und *n* in dem Wort entsteht also *gel̃il̃e* als als Schnellsprechform. Eine solche Schnellsprechform kann aber in der langsamen Rede ebenso falsch aufgelöst werden, wie die in § 25 erwähnten *brͤsten*, *frͦmage* etc.

§ 28. Auch in einem siebenten Fall, wo es sich nicht um reziproke Metathese sondern um einfache handelt, dürfte der Grund die Propagierung der Bewegung I sein, nämlich in Wörtern wie lthr. *flave* aus *favle*; it. *drento* aus *dentro*; it. *crompar* langued. *croumpa* aus *comprar* u. s. w. Er betrifft die Laute *l* und *r*, bei denen nach Siev. Phon.[5] § 823 ihre von dem sonst üblichen Habitus der Sprachlautbildung am stärksten abweichende Artikulation daran schuld ist. Diese Eigentümlichkeit der Artikulationsart besteht eben in der Doppelheit der Bewegungen, für *l* siehe den § 27, für (Zungen-)*r* ist die spezifische Bewegung, die Bewegung I, die Hebung und Vorstreckung des vorderen Zungensaums; die Bewegung II (ungefähr identisch mit der von *l*) besteht in der Hebung der Gesamtvorderzunge, soweit, dafs ein ganz lockerer Verschlufs mit dem Zungensaum an den Alveolen etc. zustande kommt.[1])

Nehmen wir an, in *favle* würde — vorbereitend — bereits während des *a* die Bewegung I von *l* ausgeführt, so kann das akustische Resultat doch kein anderes sein als *favle*; denn bei *a* ist die Zunge naturgemäfs gesenkt, und wenn auch die Zungenspitze verhältnismäfsig höher ist, so berührt sie doch — da die Bewegung II noch nicht gemacht ist, nicht den Gaumen, bildet also keinen Verschlufs. Diese Bewegung (II) geschieht erst während der Aussprache des *v*, wodurch dieses in seinem letzten Teil die Beimischung des *l*-Klanges erhält (*vᷝ*), der aber kaum gehört wird, weil das stärkere Reibegeräusch des *v* ihn übertönt. Das *l* kommt erst zu Gehör, wenn jene Reibung verschwindet, d. h. wenn die Unterlippe sich von den Oberzähnen entfernt hat. Wenn nun aber jene Muskelbewegung I

---

[1]) Dazu kommt noch die für *r* eigentümliche Verstärkung des Expirationsdrucks.

sich zeitlich noch weiter verschiebt und in das *f* hineinreicht, so wird, vorausgesetzt, dafs beim *f* sich die Zunge noch in einer Ruhelage befindet, bei der ihr vorderer Teil dem Gaumen genähert ist, bereits hier Berührung der Spitze mit dem Gaumen stattfinden, der betreffende Teil des *f* also eine *l*-Färbung erhalten, die man aber aus demselben Grund wie bei *v* überhört; in dem Moment aber, wo die *f*-Reibung aufhört, wird, bevor noch die Vorderzunge Zeit hat sich in die *a*-Lage zu senken, ein deutliches *l* ertönen müssen. Nun kann wie bei der Epenthese (§ 21, Schlufs), mit der diese Erscheinung überhaupt sehr nahe verwandt ist, die Dauer der Bewegung I hinten verlieren, was sie vorn gewinnt oder aber einfach nach vorn verlängert werden. Bezeichne ich sie durch den darübergesetzten Strich, so können diese Veränderungen folgendermafsen veranschaulicht werden:

A: f a v e	B: f a v e	C: f a v e
A = *favle*	B = *flave*	C = *flavle*[1]).

Dasselbe gilt nun für den Wandel oberit. *pedra* > *preda.* Wenn wir wieder die spezifische *r*-Artikulation durch den darübergesetzten Strich anzeigen, so entspricht dieser Wandel der Verschiebung von A zu B:

A. p e d a B. p e d a

Dafs in der Stellung A die Bewegung I bereits beim *e* beginnt, hat nicht zur notwendigen Folge, dafs sich zwischen dem Vokal *e* und dem Verschlufs des *d* ein *r* einschiebe. Bei Bewegung I kommt ja nur der Saum der Zunge in Betracht, *d* aber wird mit dem ganzen vordern Teile der Zunge artikuliert. Wird letzteres nun energisch eingesetzt, so hat die Luft keine Zeit mehr zum vordersten Zungenrand zu dringen. Dieser wird aber durch die Anpressung der Vorderzunge an die Alveolen gewaltsam aus der Lage I nach unten gedrückt, um dann bei

[1]) Es ist also weder nötig *flavle* als Zwischenstufe zwischen *favle* und *flave* anzusetzen (wie es geschehen ist, vgl. Behr. rez. Met. 11 und neuerlich wieder Risop, Arch. CV 447), noch auch *flavle* als Kontamination von *favle* und *flave* zu fassen, vgl. Brugmann I², S. 871.

Lösung des *d*-Verschlufses wieder sprungfederartig emporzuschnellen und die für das *r* erforderliche Stellung einzunehmen. Bei weniger energischem Einsatz des *d* würde es natürlich schon bei geringer Vorschiebung zu einer Aussprache *perda* (vgl. das campid.) oder *perdra* kommen. Es würde dies das Umgekehrte zu dem § 22 erwähnten *perdrix* sein.

Auch diese Vorgänge sind vom Sprechtempo abhängig, d. h. sie werden durch rasches Sprechen begünstigt, weil man sich hier leicht in der Vorbereitung jener eigentümlichen Artikulationsbewegung überstürzt. Daraus erklärt sich das gleichzeitige Vorkommen zweier ja dreier Formen und die scheinbar inkonsequente Durchführung zur Genüge.

§ 29. Schliefslich ist noch zu beachten, dafs manches eine Metathese zu sein scheint, was sich vielleicht bei näherem Zuschauen anders erklären kann. So wird l. c. S. 2 von Nigra pik. *manesche* = 'menace' angeführt. Es ist aber doch klar, dafs hier *e* > *a* und *a* > *e* nichts mit einander zu tun hat. Das erste ist ein bei diesem Wort weit verbreiteter Assimilationsvorgang ML I § 359; bekanntlich findet sich die Form *manace* häufig, und sie ist sehr alt: Eul. *manatce.* Der zweite findet sich andererseits auch dort, wo das erste *e* als *e* geblieben ist, Belege für *menecier* Gdfr. V 229 c, Suppl. III 139 a. Dieses *e* dürfte ursprünglich in den endungsbetonten Formen berechtigt gewesen sein § 76; vgl. Auc Nic. 14_{28} *manecoient,* 15_{16} *manecant,* aber 3_6 *manace* (3 pr.) (in einer *ai*-laisse).

§ 30. Verschiedene Art, sich die Vorgänge zu denken, ist auch bei VII (Sprofssilben) möglich. W. versteht darunter die Anaptyxe in Fällen wie frz. *hanap* aus germ. *hnap,* portg. *baraça* aus *braça,* ahd. *farawa* aus *farwa,* nicht aber in solchen wie **fogl* > ahd. *fogal.* — Lassen wir jene Beispiele beiseite, wo es sich um offenbare Anpassung fremder Wörter an die eignen Sprachgewohnheiten handelt, also wieder Mischungsvorgänge.

Zum Teil dürften diese Vorgänge grofse Verwandtschaft haben mit denen, die wir oben unter Metathese gesehen habe. Im ahd. finden sie statt nach kurzen Vokalen, zwischen *rh, lh, rw, lw* und selten *sw,* im altoberdeutschen aufserdem zwischen *r* und jedem Guttural oder Labial, ferner zwischen *rl.* Nun

pflegt in einer Silbe mit kurzem Vokal + Konsonant letzterer ziemlich lang angehalten zu werden. Kehrt nun die Zunge zu früh von der Verschlufsbildung (bei *sw* Engenbildung) zurück, etwa infolge einer zeitlichen Vorschiebung der spezifischen Artikulation, wie wir sie § 28 dargestellt haben, so findet der ausströmende Luftstrom einen Moment lang keinen Widerstand und es mufs, da er vom Stimmton begleitet ist, ein kurzdauernder Vokal ertönen, dessen Klangfarbe wie die Klangfarbe jedes Vokals, in erster Linie von der Stellung der Hinterzunge und der Lippen abhängig ist. Diese Stellung wird aber hier, wo ursprünglich kein Vokal beabsichtigt war, bedingt durch die Stellung, die die Organe bei den umliegenden Phonemen innehaben, z. B. bei *fëlhan* durch die von *l* und *h*. Nun hat aber *l* selbst weder eine spezifische Hinterzungen- noch eine spezifische Lippenstellung, und auch *h* letztere überhaupt nicht und erstere nur nach der vertikalen Seite hin, insofern die Hinterzunge gehoben werden mufs um die Enge zu bilden, nur in beschränktem Mafs aber nach der horizontalen Seite, indem die Stelle, wo der Verschlufs gebildet wird, selbst wieder von den umliegenden Vokalen abhängig ist. Die Stellung dieser Organe bei den Konsonanten wird also selbst wieder gröfstenteils von den umliegenden Vokalen abhängig sein, und wenn diese wie hier verschieden sind: *ë* — *a*, so dienen die Konsonanten mehr weniger als Durchgangsstationen, um von der einen zur andern zu gelangen. Das also der Grund, warum ein derartiger Vokal stets von den umliegenden abhängig ist, d. h. in der Klangfarbe entweder einem der beiden ungefähr gleichkommt, oder einen Kompromis zwischen zwischen ihnen herstellt; nur selten ist auch der Konsonant darauf von Einflufs wie in der Nebenform *farowa* oder *palowîc* (neben *farawa, palawîc*), wo *w* seine spezifische Lippenstellung hat. — Das Zustandekommen ist abhängig von der Natur des folgenden Konsonanten: *balawes, bifalah,* aber nicht *halas* für *hals,* weil *s* ebenso wie *l* mit der Vorderzunge erzeugt wird, bei der Senkung der Vorderzunge also sogleich die *s*-Lage eingenommen werden kann und hier bei der oben angenommene Verschiebung einfach *s* verlängert wird (mit tönendem Einsatz also eigentlich *halzs*).[1]) Noch andere Verschiedenheiten kommen

[1]) Vgl. Braune, Ahd. Gramm.[3] § 69 Anm. 4.

in Betracht: die Vokalbildung wird leichter bei *r*, das nur einen ganz losen Verschlufs bildet, als bei *l*, darum *barg* = od. *parac*, aber nicht *balg* = *palac*. Vor Explosivlauten wird überhaupt nur bei energischer, mehr plötzlicher Einsatzbildung ein Vokal entstehen können, nicht aber bei langsamer, sich allmählich vorbereitender, weil dann der artikulierende Teil, wenn jene Senkung der Vorderzunge stattfindet, bereits auf dem Wege zum Verschlufs ist und also eine Enge bildet, die das Zustandekommen eines deutlich vokalischen Klangs nicht zuläfst. Deshalb der Unterschied zwischen fränk. *barg* und od. *parac*. Ferner wird der Einschub des Vokals wieder vom Tempo abhängig sein, dieser bei schnellem nachlässigen Sprechen sich leichter bilden können als bei langsamem sorgfältigen.

§ 31. Anders dürfte der Vokaleinschub im portugiesischen zu beurteilen sein. Hier finden wir nämlich gleichzeitig den umgekehrten Lautwandel; vgl. *terigo* aus *trigo* und *prigo* aus *perigo*, *sabroso* aus *saboroso* und *medoroso* aus *medroso*, *praiso* aus *paraiso* und *garavata* aus *gravata*, *cermonia* aus *ceremonia* und *erimida* aus *ermida* (Cornu in Grö. Gr. I, § 105, 247). Auszugehen dürfte von der Verkürzung der Formen sein, die besonders dann einzutreten scheint, wenn der ausgefallene Vokal, mit dem jener Silbe, von der er durch *r* getrennt war, gleich oder ähnlich war; in *coroa* beispielsweise war *r* aus der Artikulationslage der beiden umliegenden Vokale gesprochen, als $\overset{o}{r}$ (§ 25). Indem sich die spezifische *r*-Artikulation über die unbetonte Silbe ausdehnt, so erhalten wir hier statt *o* silbisches $\underline{\overset{o}{r}}$. Ebenso wie $g\overset{a}{l}g$ dem Ohr als *galg* oder *glag* erscheint (§ 25), unterscheidet sich dieses $c\underline{\overset{o}{r}}\overset{o}{r}oa$ für das Ohr wenig von *coroa*.[1]) In ähnlicher Weise *paraiso* > $p\underline{\overset{a}{r}}\overset{a}{r}aiso$, *coronel* > $co\overset{o}{r}\underline{\overset{o}{r}}nel$ etc. Bei schnellem Sprechen werden dann die beiden Silben in eine kontrahiert, d. h. es wird die Verteilung des Expirationsdruckes vereinfacht: statt < › < einfach -<, wie *criivel* zu *crivel*, *doo* zu *do* kontrahiert wurden.

[1]) Die Vorliebe des portug. die spezifische Artikulation des *r* auf die umstehenden Laute auszudehnen, ist ersichtlich aus den von Cornu l. c. § 149, § 157 u. s. zur Sprache gebrachten Erscheinungen. Zu der phonetischen Erscheinung vgl. auch ML I § 367.

Man hatte also nebeneinander l. *c̊r̲̊oa* = a. *c̊roa* u. s. w. Nach dem Muster dieses Paares konnten nun analogische Lentoformen gebildet werden, etwa zu *c̊ronica* ein *c̊r̲̊onica*, geschrieben *coronica* (so faſst ML an der in der Anm. zitierten Stelle ein *fevereiro* richtig als *fevr̲eiro*). Daſs wirklich diese Aussprache der Lento-Formen anzunehmen ist, zeigen gelegentliche Schreibungen wie *preregalhas* (aus *precarias*) Cornu § 247.

Ganz ähnlich erklärt sich frz. *cueillire cœure* etc. in Volksliedern aus dem Nebeneinander der durch Stil und Tempo unterschiedenen Formen *surirə* und *surir* = *sourire*, *ǫ̈rə* und *ǫ̈r* = *heure*.

Eine solche Analogiebildung im gröſstẹn Maſsstab weist das Vulgärlat. auf, nachdem dort *ex*$^{k'}$ und *ins*$^{k'}$ zu *es* (*is*) gewordẹn war. Nach vokalischem Auslaut war das *e* geschwunden (resp. Verschleifung eingetreten, die mit der Unterdrückung des *e* endete): *illa'state, illo'strumentu* (wie *homo est* > *homost* etc.). Im absoluten Anlaut und nach Konsonanten blieb es erhalten: *istrumentu, in estate.* Da nach dem Schwunde des ausl. *m* bedeutend weniger Wörter mit konsonantischem als mit vokalischem Auslaut vorhanden waren, so war jener Fall der bei weitem häufigere. Dieser Zustand wirkte auf Worte ein, die mit $s^{kons.}$ anlauteten, statt: *illa stella — stella* wurde *illa stella — istella* (nach Konsonanten und im absol. Anlaut) gebildet. Veränderte Gliederung wird wohl im Spiele gewesen sein, man sprach wohl von einem bestimmten Zeitpunkt *illas-tella, illas-tate,* nicht mehr *illa-state, illa-stella.* Es wurde dann je nach den Sprachen entweder die eine oder die andere Form verallgemeinert.[1]) Daſs der Vorgang nicht einfach ein lautlicher war, scheint mir daraus hervorzugehen, daſs in einigen Sprachen, wo die Wörter mit urspr. *ist-, est-* ebenso wie die mit urspr. *st-* den Vokal konsequent nicht aufweisen, der Verlust eines sonstigen Anlautvokals keineswegs die Regel ist, z. B. im Rum., Wall., Engad. (s. ML I § 374).

§ 32. Wieder anders dagegen sind Formen wie portg. *arroubar*, gask. *arram* etc. zu erklären ML I § 383. Wechssler hat wohl ganz recht, wenn er sie mit Satzphonetik deuten will. Es dürften ursprünglich Formen des absoluten Anlautes

---

[1]) Reste der urspr. Einrichtung im Ital., Afr., Aprov., Asp.

gewesen sein mit der auf S. 25, Anm. 1 besprochenen Assimilation an die Ruhelage. D. h. der Expirationsstrom bricht hervor, bevor noch die beiden zu *r* nötigen Zungenbewegungen vollendet sind. Dafs derartiges gerade bei *r* vorkommt erklärt sich aus der bei diesem Laut nötigen Verstärkung des Expirationsdrucks.

§ 33. Dasselbe Moment, das wir schon oben öfters herangezogen haben, Ausdehnung einer Muskelbewegung nicht blofs auf benachbarte Laute, sondern auf ganze Silben, ist dasjenige auf dem die Fernassimilation (IX) beruht. Ein prinzipieller Unterschied zwischen Fern- und Nahassimilation besteht also nicht. Was einen Fall wie frz. *cerchier* (d. i. *seršier*) > *cherchier* (d. i. *šeršier*), ähnl. dial. *šęše, šęši* (sécher, -ir), Yonne *ãšęše* (ensacher), betrifft, so möge zunächst betreffs der Bildung von *s* und *š* auf Bremer, Phon. § 67 verwiesen werden. Bremer hat konstatiert, dafs der Unterschied in der Bildung der beiden Laute darin liegt, dafs *š* mit bedeutend breiterer Reibefläche gebildet ist als *s*. Wenn nun die Zunge bereits in der ersten Silbe auf diese gröfsere Breite der Reibefläche eingestellt wird, so bleibt das *e* und *r* dem Klange nach vollständig oder nahezu vollständig unberührt, da der betreffende Teil der Zunge hier überhaupt nicht bei der Klangbildung beteiligt ist, wohl aber erleidet das *s* eine Änderung, eben die, die es zum *š* macht. Etwas schwerer zu verstehen ist lat. *quinque* aus *pinque*, **quequo* (daraus *coquo*) aus *pequo*. Hier ist an das § 21 vorgebrachte zu erinnern, die Doppelheit der beiden Artikulationen des *qu* = *qu̯* und die Unabhängigkeit derselben voneinander. Die Vorstülpung der Lippen, wie sie für das *u̯* notwendig ist, kann ungehindert auf die vorhergehenden Laute übergehen, und das *o* von *coquo* ist vielleicht ein Zeichen dieses labialen Einflusses wenn es sich aus *e̊* (*e* mit Lippenverstülpung) entwickelt hat. Beim *p* angelangt ist das Resultat *pu̯*, *p* mit vorgestülpten Lippen. Dieses *pu̯* ist aber in der lateinischen Sprache kein usueller Laut und deshalb konnte es leicht geschehen, dafs er durch den nächststehenden usuellen Laut *qu̯* ersetzt wurde. Solcher Ersatz kommt ja auch sonst im Sprachleben vor und erklärt sich immer durch eine falsche Auffassung des Gesprochenen von seiten des Hörenden. Der Guttural in der

Verbindung *qᵘ* (sowie das *p* in *pᵘ*) ist ja an und für sich etwas lautschwächer als etwa *k* in *canis, cura*, da sein Schall durch das Aufhalten des Luftstroms an der Reibefläche gedämpft ist, es kann also bei nachlässigem Sprechen leicht vorkommen, daſs das *q* nicht gehört sondern bloſs erraten wird (da ja überhaupt vieles vom Hörenden nicht gehört sondern bloſs erraten wird); es kann also auch leicht dieser unusuelle Laut *pᵘ* von der lernenden Generation als undeutlich gesprochenes *qᵘ* aufgefaſst werden.[1])

Ein anderer Fall, wo ein unusuelles Phonem in verkehrter Sprechweise durch ein usuelles ersetzt wird ist, ist der altfrz. Wandel *riu* > *rui, siut* > *suit* etc. In der Allegroform wurde wohl *sü̯it* zu *sit*, d. h. *i* wurde mit der vorweggenommenen Lippenartikulation des *ü̯* gesprochen; da aber derselbe Laut auch in der Allegroform von *ui* vorkam: *frü̯it* > *frit* u. s. w., hier durch Nachwirken der *ü̯*-Artikulation, so wurde von einem bestimmten Zeitpunkt an der Laut falsch aufgefaſst und eine falsche Lentoform dazu gebildet.

Kommt für *quinque* noch dieses mehr psychologische Moment des Ersatzes eines unusuellen Lautes vor, so gehört dagegen der Wandel von germ. *finfi* aus **finhu̯i* wieder ganz zu dem Beispiel *cherchier*, nur mit dem umgekehrten Gang. Die labiodentale Lippenstellung des *f* wirkt fort, d. h. die Innenseite der Unterlippe bleibt nach aufwärts gewölbt, der obern Zahnreihe gegenüber, auch nachdem sie sich von dieser entfernt hat; das hat natürlich auf den Klang von *i* und *n* keinen Einfluſs, aber das bilabial-tonlose Element *u̯* von *hu̯* wird in den entsprechenden Reibelaut *f* verwandelt, in dessen energischem Klang das gutturale Hauchelement *h* ungehört verklingt.

Die von W. angeführten Fälle *aujourd'hui* > *aujaurd'hui* oder *oujourd'hui* gehören natürlich zu den § 20 besprochenen

---

[1]) Daſs Kinder die Doppelnatur derartiger Laute nicht sofort auffassen, und darin zunächst einfach den entsprechenden Labial (mit oder ohne *u̯*) sehen, ist begreiflich und wird durch die von Passy gemachte Erfahrung bestätigt, wonach sie statt *étoile* (*ẹtᵘal*), *c'est toi, la cuisine, je suis, j'ai soif: ẹpu̯al, sẹpu̯a, lapü̯izin, žəfü̯i, zẹfu̯af*, auch *ẹpal, pizin, mafi* sprechen (Ch. § 437). Umso leichter verständlich, wenn dann beim Umlernen eine solche verkehrte Sprechweise mit unterflieſst.

Fällen, sind aber wie diese aufs engste mit *cherchier, finfi* verwandt.

§ 34. Ganz sicher anders zu fassen ist aber das *st* von *opst* (*du*) *hergehst* in deutschen Mundarten, das W., S. 506 Anm. 4 hieherstellt. Da die Erscheinung auch dem mir vertrauten Wienerischen angehört, kann ich darüber genaue Auskunft geben. Es handelt sich einfach um eine Analogiebildung, allerdings sehr interessanter Art; die Nebensätze: *ob* (*wenn, wie*) *ich hergeh, ob er hergeht, ob sie, man hergeht* etc. entsprechen im Wienerischen vollständig der Flexion des Verbums, wenn das Subjektpronomen hinten nachfolgt: (*in Wien*) *leb' ich* etc.; es lauten die Formen:

Sing.	1. P.	ob-i	he^{a}ge	leb-i
	3. P. m.	ob-^{a}	he^{a}get	lept-^{a}
	3. P. w. s.	op-s	he^{a}get	lept-s
	3. P. unb.	ob-m^{a}	he^{a}get	lept-m^{a}
Plur.	1. P.	ob-m^{a}	he^{a}genan	leb-m^{a}
	2. P.	op-s	he^{a}gets	lept-s
	3. P.	op-s	he^{a}genan	lebm-s

Die Pronomen lehnen sich also enklitisch genau in denselben Formen an die Konjunktion, wie an die Verba. Nur in der 2. Pers. Sg. war ursprünglich ein Unterschied vorhanden:

**op du he^{a}gest* *lepst.*

Kein Wunder also dafs die Summe der andern Formen eine Ausgleichung herbeiführt, deren Resultat *opst he^{a}gest* ist. Auch wenn das Subjekt stärker betont ist, greift diese Form über: *opstù he^{a}gest* entspr. *lepstù.*

Das ist ein deutlicher Hinweis darauf, dafs auch das von W. hier angeführte ital. *eglino* nicht das Resultat eines lautlichen, sondern wie schon ML II S. 98 meint, eines analogischen Vorgangs sei. Es kommt dafür vermutlich in Betracht, dafs das Verb ohne Pronomen zwar in der 1. u. 2. Person in bezug auf das Subjekt eindeutig ist, nicht aber in der 3., so dafs unter Umständen dort ein *dico, dici, diciamo* genügt, wo hier ein *egli dice, ella dice, egli dicono* oder sogar *questi dice, quegli dice* und in andern Verbindungen *dic'egli, dic'ella, dicon(o) egli*

erforderlich ist. Bei dem engen Anschlufs, den in solchen Fällen das Pronomen und Verbum aufweist, konnte also das Gefühl sich herausstellen, dafs *dic'egli* eine Art Verbalform sei und so wurde sie im Plural mit der Verbalendung des Plurals versehen: *dicon eglino* nach dem Muster aller andern Verben, insbesondere *guardi-guardino.* Von hier aus mag *eglino, elleno* (auch *queglino, quellino* kommt in ältern Texten vor), das sich durch die Unterscheidung des Numerus als bequem erwies, auch für die vorverbale und absolute Form des Pronomens verwandt worden sein.

§ 35. Bis jetzt kam bei den Veränderungen hauptsächlich die physiologische Seite des Sprechaktes in Betracht. Die akustische spielte nur insofern eine Rolle als dort, wo die Veränderung sich allmählich vollzog, die heranwachsende Generation die um geringes veränderte Sprechweise getreulich kopierte und so die Grundlage für die weitere minimale Verschiebung erzeugte. Nur in den S. 47 besprochenen Fällen bestand eine Differenz, zwischen dem was man zu hören glaubte und dem, was tatsächlich gesprochen wurde. Diese Differenz ist nun aber, wie ich glaube, von gröfster Wichtigkeit bei den mannigfaltigen Erscheinungen, die man unter dem Namen Dissimilation zusammenfafst (Wechssler, Punkt VIII). Diese scheinen mir im wesentlichen auf einem anerkannten psychologischen oder besser psychophysischen Gesetz zu beruhen, nämlich auf dem, dafs Differenzen zwischen zwei ähnlichen Reizen gröfser empfunden werden, als sie sind, wenn diese sich in zeitlicher oder örtlicher Nähe zu einander befinden. Eine Wandlung z. B. wie vulglat. *vīcīnus* > *vecīnus, sorore* > *serore* gegenüber *rīparia, morīre,* die bleiben, dürfte auf folgende Weise entstanden sein. In unbetonter Stellung werden die Vokale weniger scharf artikuliert als in betonter. Der Unterschied fällt dem Hörenden besonders auf, wo ein Wort in benachbarten Silben die verschiedenen Laute vereinigt. Man gibt deshalb den Unterschied übertrieben wieder, und gelangt so schliefslich dazu, den unbetonten Vokal zum neutralen des Artikulationssystems herabsinken zu lassen.

§ 36. Dasselbe gilt von der Dissimilation, zweier Konsonanten, etwa zweier Liquiden. Bei dem grofsen Spielraum,

der bei der Artikulation eines *n*, *l*, *r* besteht, ist es nicht denkbar, dafs diese in Wörtern wie *Bononia*, *meretrice*, *cultellu* beidemal gleich bestimmt artikuliert werden. Bei *Bononia* z.B. wird der Weg zum Nasenraum für das eine *n* weiter geöffnet sein als fürs andere, auch der Zungenverschlufs wird ungleich dicht sein. Welcher der beiden Laute der deutlichere ist, wird von verschiedenen Umständen abhängen; Grammont in seiner bekannten Schrift La dissimilation consonantique, Dijon 1895, hat die verschiedenen Momente studiert, die bald den einen, bald den andern zum 'stärkern' machen.[1]) In unserm Fall, wo der Einsatz des ersten Lautes in eine unbetonte, der Einsatz des zweiten in eine betonte Silbe fällt, ist es unzweifelhaft der zweite. Dieser Artikulationsunterschied fällt sehr deutlich ins Gehör, da die beiden Laute unmittelbar nebeneinander stehen; er wird deshalb übertrieben, schliefslich kommt es soweit, dafs das undeutlicher artikulierte *n* überhaupt nicht mehr als *n*, sondern als ein oraler Laut aufgefafst wird. Als welcher? das kommt darauf an: 1. in welcher Richtung der minder deutlich artikulierte Vokal von dem deutlicher artikulierten abweicht. Was das Moment der Nasalität betrifft, so ist natürlich nur eine Richtung möglich, die gegen die Oralität. Wenn nur in Hinblick auf dieses Verschiedenheit stattfand, so wäre *d* als Ersatz von *n* zu erwarten.[2]) Ist aber auch der Zungenverschlufs schwächer (als der andere Zungenverschlufs oder der Lippenverschlufs z. B. im span. *nombre*), so wird je nach dem der ganze Zungensaum überlose angeschlossen wird oder blofs die Seitenränder, der Laut als reduziertes *r* (z. B. Damprichard *vrī*, Bourberain *vərē* aus *venenu*) oder *l* aufgefafst werden. 2. ist aber zu berücksichtigen, welche Verbindungen bereits in der Sprache vorkommen und besonders häufig sind, welche nicht: von erstern geht leicht eine analogische Beeinflussung aus, welche die Dissimilation sozusagen erst vollendet. Jenes *Bononia* wird infolge der Schwächung der Nasalität und der

---

[1]) Die von ihm aufgestellten Gesetze haben aber sehr verschiedene Grade der Sicherheit und Glaubwürdigkeit.

[2]) Vgl. Sopraselva *dumbrar* aus *numerare*, *diember* aus *numeru*, mail. *domá* aus *nonmagis*. Ebenso andal. astur. *dengun* aus *nengun* (d. i. *neŋgun*), kat. *dingu*, prov. *degun* aus *negun* (spr. *negüŋ?*). ML I § 450. Grammont l. c. S. 87 f.

seitlichen Zungenartikulation vielleicht blofs erst zu *Bol̃oña* vorgeschritten sein, wobei *l̃* ein undeutlicher zwischen *l* und *n* stehender schwach nasalierter Laut ist. Nun besteht aber gemäfs dem, was § 27 vorgebracht wurde, ein solches *l̃* etwa auch in Allegroformen von Wörtern wie *pilone, scalona, scalogna, ballone, columba* etc., also l. *pilone* = a. *pil̃one*. Daraus wird erklärlich, dafs sich eine neue Lentoform *Bologna, Boulogne* bildet.

Wenn wir unter Umständen (genug selten) den stärker eingesetzten Laut durch Dissimilation beseitigt finden, so wird man kaum fehlgehen eine Einmischung von andern Wörtern darin zu sehen,[1] so *español* wegen *España*, ahd. *mûlberi* wegen *beri* etc. Sie wird zur Zeit, wo sich der neue Laut noch nicht definitiv festgesetzt hat, eine Metathese nach Art der § 23 s. 2 besprochenen bewirkt haben.

Jenes *pil̃one* etc., das bei *Bologna* mitgewirkt hat, war im Grunde eine Assimilationserscheinung. Das nun tatsächlich häufig ein solches Durcheinandergehen, eine solche Kreuzung von Assimilations- und Dissimilationserscheinungen stattgefunden hat, scheint mir durch das auffällige Gegenüberstehen folgender italienischer Entwicklungen erweislich: *lil'u* (*lilium*) wird über **l'il'u* **d'il'u* zu *giglio* (ebenso fri. *dzi*), *lol'u* (*loliu*) zu *gioglio* (neben *loglio*, aber nur *giogliato*), entsprechend in andern roman. Sprachen (fri. *uej* aus *l'uej*?)[2]; dagegen *juliu* offenbar umgekehrt über **d'ul'u*[3]) und **l'ulo* zu it. *luglio*. *l'il'o, l'ol'o, l'ul'o* waren offenbar zuerst die Allegroformen zu den Lentoformen *lil'o, lol'o, d'ul'o*. Nun konnte eine analogische Ausgleichung stattfinden, die entweder zu *d'il'o, d'ol'o* oder zu *lul'o* als Lentoformen führte; es ist möglich dafs beide Ausgleichungen gleichzeitig stattfanden, wie ja häufig Ausgleichung nach zwei Richtungen wirksam ist. Wie der weitere Gang der Dinge war, wieso von den Doppelformen gerade die dem ursprünglichen Sachverhalt entgegengesetzten die Oberhand gewannen, läfst sich natürlich nur vermuten. Vielleicht so: Da auf der einen Seite zwei Wörter, auf der andern eins stand, wurden zunächst die Lentoformen mit *l*- durchgeführt. Daneben blieben die

[1]) Vgl. Grammont S. 88 ff.

[2]) ML I, 480.

[3]) Woraus reguläres *giuglio* entstanden wäre.

Allegroformen mit *ľ*. Infolge des Artikulationsunterschieds der beiden *ľ* bestand die Neigung zur Dissimilation weiter und konnte zur Schwächung einer der beiden oder beider das *ľ* konstituierenden Artikulationen, der palatalen und lateralen, führen. Dieses Streben mufste nun besonders bei *ľiľo* und *ľoľo* bezüglich der lateralen Artikulation fühlbar werden, weil diese Worte häufig mit dem bestimmten Artikel *il* (*lo*) versehen waren, was bei *ľuľo* als Monatsnamen ursprünglich nicht zutraf (ML III, § 149). Besonders konnte *illoľo* als Schnellsprechform für *il-ďoľo* gefafst werden. Das führte neuerlich zu *ďiľo, ďoľo*.

In ähnlicher Weise wie *Bononia* > *Bologna* mit dem Vorgang *pilone* > *pilone* zusammenhängt, hängt etwa *fleble* > *feble* mit einer Assimilation wie *fable* > *flable* oder ein Vorgang wie *πυθέσθαι* aus **phuthé*, *ἔχω* aus *hekhō* (Brugm. I 657) mit einem wie *φαρθένε* aus *παρθένε*, *Ἵσθμός* aus *Ἰσθμός* (ebenda I 871) zusammen. Daraus erklärt sich das merkwürdige Widerspiel, dafs z. B. während bei der Metathese (*flable* aus *fable* das *l* in der Regel in die erste Silbe verpflanzt wird, es bei der Dissimilation *fleble* > *foible* in der Regel in der ersten Silbe fällt.

Zum Verständnis der grofsen Häufigkeit und ziemlich grofsen Konsequenz der Dissimilation bei Hauchlauten, *r* und mouillierten Lauten sei noch folgendes bedacht: Zur Erzeugung der ersten beiden ist Verstärkung des Expirationsdruckes von nöten. Es ist nun an und für sich klar, dafs diese Verstärkung bei zwei aufeinanderfolgenden Lauten nicht gleich grofs sein kann. Entweder spart man den Atem für den zweiten Laut, dann wird die Expiration bei dem ersten schwächer, oder aber man aspiriert den ersten kräftig[1]), dann hat man nicht mehr viel für den zweiten übrig. So ist ein Unterschied hier schon eo ipso gegeben. Die mouillierten Laute unterscheiden sich von den entsprechenden dentalen dadurch, dafs bei ihnen ein längerer Kanal gebildet wird.[2]) Das ist nun an und für sich etwas graduelles: je länger der Kanal um so stärker die

---

[1]) Wie es infolge des etymologischen Gefühls bei *ἀμφίσχω, σώθητι* u. a. geschieht, s. Brugm. l. c.

[2]) Bremer, Phon. § 145.

Mouillierung und umgekehrt. Auch hier ist es also nahezu ausgeschlossen, dafs zwei hintereinanderfolgende Mouillierungen ganz genau gleich stark gebildet werden. Um die Wirksamkeit des Kontrasts hier zu erproben, versuche man die drei Laute *t''* (stark mouilliertes *t* mit sehr langer Rinne), *t'* (schwach mouilliert) und *t* in den Verbindungen *t''at'a* und *t'ata* zu sprechen. Während in der ersten das *t'* nahezu wie gewöhnliches dentales klingt, hört man in der zweiten deutlich die Mouillierung.

§ 37. Das Resultat dieser Betrachtung ist, dafs es einen prinzipiellen Unterschied zwischen graduellem und springendem Lautwechsel wie in Siev. Phon.[5] §§ 727 ff. 755 aufstellen will, nicht gibt, weil ein springender Lautwechsel eigentlich nicht existiert. Jeder mechanische Lautwandel ist graduell (in Sievers Sinn)[1]) und nur wo ein zweites Element hinzukommt, dessen Wurzel in psychischer Einwirkung zu suchen sind (entweder Analogie oder eine von jenen psychischen Erscheinungen, die beim Erlernen von Sprachelementen eine Rolle spielen), kommen neue Formen zustande, die sich nicht durch eine Summe minimaler Verschiebungen aus den älteren erklären lassen. Was S. von Beispielen für springenden Lautwandel beibringt, ist meist im obigen erledigt: Metathesen, Assimilationen, Dissimilationen. Der Wandel von *n* zu *m* in ahd. *piligrîm* gegenüber vulgärlt. *pelegrinus* wird wol auf mangelhafter Erlernung des fremden Worts oder Einwirkung eines altheimischen beruhen.[2]) Was den Ersatz eines alveolaren *r* durch Zäpfchen-*r* betrifft, so erklärt er sich daraus, dafs bei der Bildung eines kräftigen alveolaren *r* die ganze Zungenhaut mitschwingt, und sich dadurch die Zitterbewegung auch auf das Zäpfchen überträgt (Brem. Phon. § 78). Es kann also dieser Teil der Artikulation sich allmählich verstärken und der andere sich abschwächen und auf diese Weise mit der Zeit ein rein uvulares *r* entstehen. Dafs sich dieser Laut durch die Mode verbreiten kann, gebe ich natürlich zu; es handelt sich dann wieder um eine Er-

---

[1]) d. h. er repräsentiert eine Summe minimaler Verschiebungen, vgl. § 51.

[2]) Übrigens braucht ein Lautwechsel von *n* zu *m* noch nicht ein springender zu sein, er kann unter Umständen über Zwischenstufen wie *nm* oder *mn* führen S. 25, Anm.; noch weniger einer wie *þ* > *f*, *ch* > *f*.

scheinung der Sprachmischung; in dem Orte oder in dem Kreise, wo er ursprünglich entstand, wird er auf die genannte Weise zustande gekommen sein.

Ich glaube auch nicht, dafs es sich bei einem Wandel wie *i's u's* > *iks uks* ('Eis' 'aus') um eine Vertretung des Kehlkopfverschlusses durch einen Mundverschlufs handelt. Der Vorgang dürfte vielmehr entsprechen dem im rätorom. z. B. *camisia*: Bergün Samaden Skanfs *ćamígža* neben Tiefenkasten *ćamęiža*, Schweiningen *ćaméižə*; *cruce*: Bergün Schweiningen *krokš*, Samaden Skanfs *krukš* neben Tiefenkasten *krǫuš*; *duru*: Schweiningen *dekr*, Bergün *dzekr*, Samaden Skanfs *dükr* neben Tiefenkasten *dęir*; *hora*: Bergün *ogra*, Samaden Skanfs *ugra* neben Tiefenkasten *ǫ́ura*, Schweiningen *ǫ́urə*; *nive*: Schweiningen Bergün *nękf* neben Tiefenkasten *nęif*, Stalla Engadin *náif* etc. Die beigebrachten Nebenformen zeigen, dafs die Verbindungen *ek eg ok uk* etc. aus Diphthongen *ei ou uu̯* etc. entstanden sind, indem der zweite Teil des Diphthongen immer enger artikuliert wurde, bis sich schliefslich vollständiger Verschlufs ergab.[1]) Ebensowenig kann ich mit Siev. l. c. den Wandel gerundeter Velare in Labiale für ein Umspringen halten. Ich habe Z. r. Phil. XXVIII 381 gezeigt, wie ich mir den Vorgang bei lat. *aqua* > rum. *apă* vorstelle. Um ihn zu verstehen, mufs man nur wieder an der ungefähren Gleichzeitigkeit und völligen Unabhängigkeit der beiden Artikulationen festhalten. Es ist eine Assimilation. Durch die hintere Verschlufsbildung werden die Lippen mitgerissen ebenfalls statt Enge, die sie für *u̯* bilden müssen, Verschlufs zu bilden und das, bevor der hintere Verschlufs gelöst wird. Das ist aber ein gradueller Lautwandel, da zwischen Verschlufs und Enge keine strenge Grenze möglich ist. — Der hintere Verschlufs mufs aber bald ganz verschwinden, da man die blofse Bildung eines Verschlusses bei vorne geöffnetem Mund ebensowenig hört wie seine Öffnung bei vorne geschlossenem. Höchstens wird jene als eine Verlängerung des vorderen Verschlusses aufgefafst, nicht im rumänischen wo geminierte Explosivae unbekannt sind,[2]) wohl aber im sardischen,

---

[1]) Gartner, Rätor. Gramm. § 93, 200. Doch glaube ich nicht, dafs *u̯* erst durch *i̯* zu *k*, *g* geworden ist.

[2]) Oder wenn im rumänischen, dann vor der Zeit, wo die lat. geminierte Explosive vereinfacht wurde.

wo aus *agu̯a abba* entsteht. Ganz in derselben Weise nur in entgegengesetzter Richtung ist ja der Wandel von *i̯* nach Labialen in den entsprechenden Explosiv- oder Reibelaut aufzufassen im makedorum. und einem grofsen Teil des dakorum.: *pi̯erdu* > *k'erdu*, *bi̯ene* > *ǵine*, *fi̯er* > *h'er*, *vierme* > *yarme*, *micle* > *ńar*, wo die Zwischenstufen *pk'*, *fh'*, *mń* etc. in Dialekten und in der Literatur z. T. noch vorhanden sind.[1]) Dasselbe begegnet ja auch in anderen romanischen Sprachen häufig mit *i̯*, das aus *l* entstanden ist: *planta* > *k'anta* etc. z. B. im süditalienischen.

§ 38. Zugleich mit dem springenden Lautwandel in Sievers Sinn, mufs ich auch die Ansicht ablehnen, dafs je durch Versprechen ein genereller Lautwandel entstehen konnte. Man verspricht sich selten mehreremal hintereinander in derselben Weise, und wenn vielleicht auch eine Person zu einer bestimmten Art des Versprechens besonders neigen sollte, so wird sich doch das höchst selten bei einer zweiten wiederholen. — Wohl aber glaube ich umgekehrt, dafs manche der oben angeführte Momente, namentlich die Ausdehnung spezifischer Artikulationen nach vorn und rückwärts, beim Versprechen eine grofse Rolle spielen.

§ 39. Nach Wechssler hat sich noch Wundt mit der Lautgesetzfrage beschäftigt, und hat namentlich einen Lautwandel, das Grimmsche Gesetz, zu erklären versucht. Er nimmt als Grund die Zunahme der Geschwindigkeit des Redeflusses an. Schon hat Delbrück die Unzulänglichkeit der Wundt'schen These vom indogermanistischen Standpunkt aus schlagend gezeigt; und ich möchte vom romanischen hinzufügen: Wäre richtig, was Wundt voraussetzt, so dürften wir überall, wo heute bei romanischen Völkern grofse Schnelligkeit der Rede verbürgt ist, in Frankreich, in der Provence, in Italien analogen Lautwandel erwarten, da ja die romanischen Sprachen sich ununterbrochen aus dem lateinischen, dieses ununterbrochen aus der indogermanischen Ursprache entwickelt hat, aus dem sich anderseits wieder das nordische, das deutsche etc. ununterbrochen entwickelt hat. Trotzdem spricht

---

[1]) ML I § 419. Dens. hist. d. l. l. roum. I 308 ff.

man in den romanischen Sprachen z. B. in *duos* überall *d* wie man es fürs indogermanische vorauszusetzen hatte und nicht *t* oder *ts*, und *patre* noch überall mit *p*, nicht mit *f*.

§ 40. Wenn nun zwischen den einzelnen Arten des mechanischen Lautwandels sich keine greifbaren prinzipiellen Verschiedenheiten ergeben, wenn sich alles auf allmähliche räumliche und zeitliche Verschiebungen von artikulatorischen Bewegungen zurückführen läfst, so tut man, wie ich glaube, unrecht, für verschiedene Arten des Lautwandels verschiedene Erklärungsgründe aufzustellen. Ich glaube vielmehr, dafs sie alle aus einem einheitlichen Prinzip erklärt werden müssen und meine ein solches in der Alternation der Geschlechter, der jungen und alten sprechenden Individuen gefunden zu haben. Ich erlaube mir, für dieses Prinzip den Namen alternistisches oder Ablösungsprinzip vorzuschlagen.

Da, wie wir gesehen haben, die Annahme der Beeinflussung durch allerhand äufsere und innere Momente, wie Klima, Mode, seelische Einwirkung fernzubleiben hat, so müssen wir daran festhalten, dafs wir allein von der lautphysiologischen und akustischen Beschaffenheit des Lautes ausgehen müssen; auf diese wirkt die Zeit ein, in der Form, dafs die jungen Individuen älter werden und von den älter gewordenen neue junge lernen; die beim Sprechen in Aktion tretenden Organe des menschlichen Körpers wachsen zugleich mit diesem, aber schwerlich alle in genauer Proportion zu einander, so dafs zu der Gröfsenveränderung noch Veränderung der gegenseitigen Lage kommt, die Knochen werden härter, die Stimme mutiert, besonders merkbar bei männlichen Individuen, durch das Wachsen der Kehlkopfpartien, namentlich der Stimmbänder, zur Zeit der geschlechtlichen Reifung. Es ist undenkbar, dafs diese Veränderungen ohne Einflufs auf die Klangfarbe des gesprochenen Lautes sein sollten. Das Kind, das die Sprache von dem Vater lernt, hört einen Laut, der, wenn auch nur um minimales, von dem verschieden ist, den der Vater selbst sprach als er Kind war.[1])

---

[1]) Noch einmal will ich betonen, dafs dabei von früheren Stadien des menschlichen Alters, von den ersten vier bis fünf Jahren, in denen das Sprechen gelernt wird abzusehen ist. Hier ist noch Willen und Bewufstsein bei

Nun wiederholt sich das Spiel. Der Laut verändert sich und wird auf das nächste Geschlecht verändert übertragen. — So verschiebt sich beim Wachstum immer das akustische Element, indem die Laute ihre Klangfarbe verändern. Bei der Übertragung auf die neue Generation bleibt das akustische Element[1]) gleich, das artikulatorische Element aber verschiebt sich, weil die jungen Individuen mit ihren anders gestalteten Organen verschieden artikulieren müssen, um die gleiche Klangwirkung hervorzubringen. Oder tabellarisch dargestellt:

		Der Artikulation	entspricht der Klang
1. Generation	jung	ξ_1	x_1
	alt	ξ_1	x_2
2. „	jung	ξ_2	x_2
	alt	ξ_2	x_3
3. „	jung	ξ_3	x_3
	alt	ξ_3	x_4
etc.		etc.	etc.

Durch derartige Veränderungen, die natürlich immer in einer Richtung liegen, kann ein Laut in der Dauer mehrerer Generationen einen auch schriftlich fixirbaren Wandel durchgemacht haben.

§ 41. Bei solchen Verhältnissen erklärt sich auch leicht die oft beobachtete Tatsache, dafs innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein Lautwandel sich nicht ganz gleichzeitig durchsetzt, sondern dafs häufig ein Schwanken zwischen altem und neuem zu beobachten ist, das längere Zeit, eine, vielleicht zwei Generationen, hindurch andauert. Schliefslich kommt aber doch das neue zum Siege, da die Veränderungen, wenn auch in ungleichem Tempo, immer nach derselben Richtung geschehen. Und zwar findet sich Ungleichmäfsigkeit teils nach den Individuen:

---

der Erzeugung der Laute wirksam. Hier findet noch vielfach Tasten statt, das nach der individuellen Anlage des Lernenden Abweichung von dem Überkommenen nach verschiedener Richtung bedingt und erst durch die bewufste, gewollte Korrektur beseitigt wird. Aber mit dem siebenten Lebensjahr sind die Sprachbewegungen mechanisiert und nur in Ausnahmefällen tritt das Bewufstsein der auszuführenden Bewegung zu dem des auszudrückenden Bewufstseinsinhalts.

[1]) D. h. die Klangfarbe; die Tonhöhe ist selbstverständlich durch die Stimme des Kindes bedingt.

von gleichaltrigen Personen haben die einen den neuen, die andern den alten Laut; teils nach dem Sprachmaterial: in dem einen Wort spricht ein Individuum den neuen, im andern den alten Laut. Der Grund liegt eben darin, dafs die Verhältnisse bei jedem Individuum andere sind; abgesehen davon, dafs die durch das Wachstum begründete Verschiebung bei verschiedenen Individuen eine verschiedene sein könnte, dafs das eine jüngere Eltern hat als das andere, dieses rascher als jenes die Sprache erlernt hat, also auch rascher auf dem Punkt angekommen ist, wo sie sich mechanisch weiter entwickelt, scheint mir namentich folgender Punkt von Wichtigkeit: nur da wo keine ältern Geschwister vorhanden sind, wird in der Regel der erste Grund zu den sprachlichen Kenntnissen hauptsächlich von den Eltern gelegt, wo solche vorhanden sind, pflegen diese in hohem Grad die Rolle der Lehrmeister zu übernehmen. Ebenso ist es natürlich ganz von Umständen abhängig, inwieweit neben den nächsten Verwandten auch die anderweitige Umgebung: die entfernter Verwandten, die Dienerschaft resp. Herrschaft, Hausfremde an dem Sprachunterricht beteiligt sind. Im allgemeinen dürfte sich sagen lassen, dafs wo jemand von alten Leuten sprechen lernt, er in der Sprachentwicklung zurückbleiben wird: wenn z. B. in einem Haus das Kind direkt von 60jährigen Leuten unterrichtet wird, so bleibt es um eine Generation zurück gegen das eines andern Hauses, wo sich zwischen die Altersgenossen seiner Lehrmeister (etwa die Grofseltern) und seine Altersgenossen dreifsigjährige Personen einschieben (die Eltern); dort dagegen wo heranreifende junge Leute, die selbst mitten in der Sprachentwicklung stehen, ihre etwas jüngeren Geschwister beeinflussen, werden diese um etwa eine halbe Generation ihren Altersgenossen voraus sein.[1])

Die genannten Momente begründen in erster Linie die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung je nach den Individuen, aber auch in zweiter die nach dem Sprachmaterial, wenn man bedenkt, dafs sehr häufig dem Lernenden verschiedenes Material von verschiedenen Individuen zugeführt wird.

---

[1]) Vgl. die interessanten Beobachtungen Rousselots aus seiner Famille etc. über den Lautwandel *l'* > *y*. Rev. des Pat. G.-R. V 265.

§ 42. Wie hat man sich aber die Wirksamkeit dieses Ablösungsprinzips vorzustellen?

Was z. B. die Einwirkung der absoluten Stimmhöhe auf die Vokale betrifft, so möchte ich zunächst auf eine Erfahrung von Passy, Et. s. l. Ch. Ph. § 252 hinweisen. Es wird dort konstatiert, daſs Änderungen der absoluten Tonhöhe Änderungen der Klangfarbe zur Folge haben. Ein sehr hohes *a* höre sich einem *ę* ähnlich an, ein sehr tief gesprochenes mache den Eindruck eines *ǫ*. — Aber die Sache ist doch nicht so einfach. Ich habe eine Reihe von Versuchen in der Weise angestellt, daſs ich verschiedene Vokale mit strikter Festhaltung der Artikulation aus einer tieferen Lage in eine höhere versetzte und umgekehrt und zwar habe ich zu diesen Versuchen benützt: einerseits die Vokale der Sweet-Bellschen Lauttabelle (nach der Übersicht in Sievers Phon.[5] S. 103), wie ich mir ihre Erzeugung vorstelle [denn trotz der genauen Beschreibung lassen auch diese Vokale noch einen sehr weiten Spielraum der Variabilität], andererseits die Vokale, wie ich sie beim Deutschsprechen besitze und von denen nur ein einziger [*ī* in 'Biene' etc. = *i*[1]] genau zu der Sweetschen Beschreibung paſst. So einfach nun die Sache aussieht, so schwer sind in Wirklichkeit diese Versuche durchzuführen und das aus zwei Gründen. Erstens verfällt man leicht in Selbsttäuschung: es gehört eine sehr groſse Anstrengung und Selbstbeherrschung dazu, die einmal gewählte Artikulation auch wirklich genau festzuhalten und nicht die sehr geringe Verschiebung auszuführen, die notwendig ist, um dem höheren oder tieferen Vokale dieselbe Klangfarbe (denselben Eigenton) zu verleihen als dem früher gesprochenen. Das zweite, damit z. T. zusammenhängende, ist aber dies: Bei der groſsen Variabilität der Stellungen, die die Organe selbst bei der genauesten Beschreibung der Artikulation noch immer aufweisen können, muſs uns das Gehör doch immer mithelfen, sie zu präzisieren. Ich werde beispielsweise das *u*[1] oder *o*[1] der Bellschen Tabelle sehr gut erzeugen können, obwohl ich im deutschen *du* und *so* gar nicht mit diesen Vokalen ausspreche,[1]) d. h. nicht mit einer Artikulation, die die Einstellung in die Rubriken 'high-

---

[1]) Mein *u* und *o* entsprechen vielmehr ziemlich genau der Beschreibung, die Bremer § 155 gibt.

back-round' und 'mid-back-round' rechtfertigt. Ich kann nämlich in dem durch die Bellsche Beschreibung mir zur Verfügung gelassenen Spielraum meine Artikulation so einrichten, dafs der Laut des deutschen *u* und *o* doch herauskommt. Auch den Laut *A*[1] der mir gänzlich unbekannt ist, kann ich erzeugen, aber bereits bedeutend unsicherer: ich mufs, um einige Anhaltspunkte zu haben, dafs ich ihn auch richtig treffe, erst *u*[1] in der vorher beschriebenen Weise erzeugen und dann die Lippen in die Stellung, die sie z. B. bei *i*[1] inne haben bringen. Noch viel unsicherer bin ich bei den Mixed-Vokalen, wo ich mir alle zwölf Arten aus der Artikulation und dem Laut des engl. *bird* und frz. *homme* entwickeln mufs, als den einzigen, von denen ich sicher bin, dafs ich ihren Klang richtig erfafst habe. Ich glaube aber nicht, dafs ein Deutscher, der nie französische oder englische Laute kennen gelernt hat, imstande wäre, auch nur einen einzigen der Mixed-Vokale, blofs nach der Bellschen Beschreibung, so zu sprechen, wie sie in den verschiedenen fremden Sprachen wirklich gesprochen werden. Er würde im Gegenteil häufig Laute erzeugen, die dem Klang nach mit einem andern phonetischen Zeichen wiedergegeben werden müfsten, häufig aber auch solche, die selbst das vollständigste phonetische Alphabet nicht ausdrücken könnte. — Solche Laute aber entstehen nun vielfach durch jene Tonverschiebungsversuche: bei vielen zwar war ich in der Lage einen Vokal anzugeben, dessen Klangfarbe mehr minder dem neu entstandenen entsprach, bei vielen andern war ich aber in der gröfsten Verlegenheit, einen solchen ausfindig zu machen; in gewissen Fällen konnte ich deutlich zwei verschiedene Eigentöne unterscheiden, *ę*[1] z. B. um eine Oktave höher gesprochen, ergab einen schwer definirbaren Vokal, der dem Klang nach mich einerseits an *ü*, andrerseits an *į* erinnerte, so dafs ich je nachdem ich meine Aufmerksamkeit bald auf den einen, bald auf den andern akustischen Bestandteil richtete, bald so, bald so transkribieren wollte, bis ich endlich auf diese Doppelheit kam; der Klang des neuen Vokals war aber **keineswegs** ein **Zwischenlaut** zwischen beiden, liefs also nichts von dem ursprünglichen *ę* wahrnehmen.[1]) Unter solchen Umständen war

[1]) Ich glaube, dafs die Beobachtung der Tatsache, dafs es **Mischklänge** von Vokalen gibt, die doch keine **Zwischenklänge** sind für

es nicht zu verwundern, dafs diese Versuche, verschiedene Male unabhängig von einander durchgeführt, nicht immer ganz übereinstimmende Resultate ergaben. Ich will also mit deren Veröffentlichung warten, bis ich Gelegenheit habe, sie durch geübte Phonetiker revidieren zu lassen.

Zweierlei ist mir aber aus diesen Versuchen mit Gewifsheit hervorgegangen, erstens dafs es unrichtig wäre, die Passy'sche Beobachtung so auszudehnen, dafs eine Erhöhung des Stimmtons stets eine Veränderung des Eigentons in der Richtung *u* ⟶ *a* ⟶ *i* zur Folge habe; während dies z. B. für das Bell'sche a^2 stimmt, das dadurch *ä* wurde, trifft es nicht für v^2 (ungefähr dem Klang nach = *å*) ein, das *ǫ* ergab; umgekehrt ergab mir mein a^1 beim Tieferwerden der Stimme einen Zwischenlaut zwischen *å* und *ǫ*, während das genannte v^2 einen *ä*-ähnlichen Laut ergab. Ebenso wenig stimmte es für die verschiedenen Arten i^1 y^1 u^1, die beim Versetzen in eine höhere Tonlage etwas offener wurden, beim Versetzen in eine tiefere sich in Spiranten (*j*, *ž*, *w*) mit summendem Beiklang verwandelten.

Zweitens ergab sich, dafs Vokale, die ihrem Klang nach sehr ähnlich, der Artikulation nach aber verschieden sind, beim Umsatz in höhere oder tiefere Tonlagen auch dem Klang nach verschiedene Resultate lieferten. Z. B. verschiedene *a*-Varietäten; oder aber die beiden *ị*, die ich in meiner Aussprache des deutschen besitze; nämlich das Hinterzungen-*i*, dafs ich in *Ida, Biene, giefsen* u. s. w. spreche, erklingt bei höherer Tonlage etwas offener aber doch nicht um so viel, dafs ich es mit *į* bezeichnen könnte, wohl aber konnte ich das beim Vorderzungen-*ị* das ich in *nieder* (und überhaupt nach Dentalen) spreche; und während jenes bei der tieferen Aussprache

die richtige Auffassung mancher sprachlicher Vorgänge äufserst wichtig werden wird. Wenn Gartner z. B. den Laut in wienerisch *jo* (= ja), *šof* (= Schaf) als *ǫ* bezeichnet, so mufs ich widersprechen. Es ist eher ein geschlossenes *o*, das gar nichts gemein hat z. B. mit dem Laut von ital. *amò*, *morte* oder tschech. *co*; aber in diesem *ǫ* hört man noch gewissermafsen das *a* heraus aus dem es entstanden ist. Vgl. damit den Lautwandel von lt. *a* > frz. *ę* (noch bei Phil. v. Thaon gelegentlich *a* geschrieben), der sich vollzogen hat, ohne *ę* = lt. *ĕ*] und *ę* = lt. *ĭ*] zu berühren, lothr. *a*, *o* aus *ę*] z. B. Metz *mǫt* = mettre, aber *bęt* = battre, ahd. *a* durch Umlaut zu *ę*, während es ein *ę* = indog. *e* gab.

in ein summendes *j* überging, wurde dieses zu einem ebensolchen *ž*.

Jedenfalls ist mir dabei klar geworden, dafs wenn das natürliche Tieferwerden der Stimme denselben Einflufs auf die Klangfarbe des Vokals hat wie jenes künstliches Tiefermachen, bei dem grofsen Intervall das zwischen Knaben- und Mannesstimme liegt, bereits nach 2, 3 Generationen eine ganz gründliche Umänderung der meisten Vokalklangfarben durchgreifen müfste und da sich eine derartige rasche Umwälzung doch kaum wo nachweisen läfst, so mufs der Grund darin liegen, dafs jene keimende Differenz doch immer durch eine allmähliche und unbewufste Anpassung an die Sprache der Umgebung auf jenes Minimum reduziert wird, das gerade noch ihre Wahrnehmbarkeit ausschliefst.

§ 43. Noch leichter kann man sich von dem Einflufs des Wachstums der Organe auf die Hervorbringung der Laute eine Vorstellung machen. Man könnte z. B. den Wandel des intervok. *d* zu *ḍ* und dessen Schwund folgendermafsen erklären: die in der Kindheit gelernte Bewegung, die den Abschlufs des Mundraums durch die Zunge bewerkstelligt, wird auch noch in späteren Jahren in gleicher Weise und in gleichem Umfang wie ehemals ausgeführt, obwohl sie bei der Vergröfserung des Organs nicht mehr hinreicht einen vollständigen Abschlufs zu bilden. Dieser unvollständige Abschlufs würde dann von den Kindern wiedergegeben, die ihn ihrerseits noch unvollständiger werden lassen.

Eine solche Erklärung, so grob und so obenhin gefafst, würde aber offenbar den Erscheinungen nicht gerecht werden. Man würde sich fragen, warum nicht in jeder Sprache ein jedes *d* mit der Zeit so wie angedeutet verstummt, auch warum es z. B. im Französischen so lange gebraucht hat das Schwanken endgiltig zu beseitigen und die Verstummung zu entscheiden. Es müfsen deshalb noch die näheren Voraussetzungen zur Sprache gebracht und ergänzende Erwägungen angestellt werden, um eine solche Erklärung glaubhaft zu machen. Zuerst mufs man sich wieder der grofsen Verschiedenheit gleich geschriebener Laute in artikulatorischer Hinsicht erinnern. Ein *d* kann ja in der verschiedensten Weise erzeugt werden und

eine derartige Erklärung wird nur für bestimmte *d*-Varietäten gelten können (§ 44). Dann mufs im Auge behalten werden, dafs ein derartiger Lautwandel noch in ganz anderer Weise graduell sein kann, als es in § 40 geschildert ist (§ 45).

§ 44. Was die verschiedene Artikulation des *d* betrifft, so ist die Verschiedenheit in der Energie des Ein- und Absatzes, in Dauer und Festigkeit des Verschlusses, vor allem in der Ausdehnung der Fläche der den Abschlufs bewirkenden Partien zu bedenken. Was das letztere betrifft, kann der Verschlufs des *d* schmalflächig sein, wenn er nur durch einen schmalen Streifen der Zunge (nicht notwendig der Zungensaum) bewirkt wird, oder breitflächig, wenn sich gröfsere Partien der Zunge daran beteiligen.[1])

Wie eine solche Verschiedenheit von breit- und schmalflächig auf die Weiterentwicklung eines Lautes einwirken kann, möge folgendes Beispiel zeigen. — Selbst für ein geübtes Ohr besteht zwischen einem breit- und schmalflächigen *d* oder *t* kein Unterschied, wenn man es etwa in der Verbindung *de* (*te*) in normaler Betonung ausspricht. Nun suche man aber die beiden mit möglichst nachlässigem unenergischem Absatz zu sprechen, bei dem man die Zunge ganz langsam vom Gaumen entfernt. Das schmalflächige *de* (*te*) bleibt *de* (*te*), allerdings mit einem reduzierten schwachen Klang, so dafs man *ḍe* (*ṭe*) schreiben kann. Schliefslich mag es ganz verschwinden. Das breitflächige *de* (*te*) aber wird zur Affrikate und zwar ein alveolares oder dentales *de* (*te*) dem Klang nach zu *dđe* (*tþe*), ein Gaumen-*de* (*te*) zu *dze* (*tse*). Nach dem S. 31 Anm. 2 gesagten ist dieser Unterschied auch völlig begreiflich. Man kann wohl ohne Weiteres behaupten, dafs überall, wo in der Sprache eine

[1]) Es sei mir die Schaffung dieser neuen Termini gestattet, um mich klar auszudrücken. Es leidet die bisherige Terminologie an einer gewissen Undeutlichkeit betreffs der Dimensionen der artikulierenden Teile. Während breit und schmal im allgemeinen die Dimension von links nach rechts, weit und eng stets die von oben nach unten bezeichnet, fehlt es an eindeutigen Ausdrücken, um die Ausdehnung einer Artikulation in der Richtung der Längsachse des Sprachorgans von hinten nach vorn zu bezeichnen. Die Ausdrücke, die am nächsten lägen: kurz und lang, könnten zu leicht auf die zeitliche Dimension bezogen werden. Mit lose und fest hat schmal- und breitflächig zunächst nichts zu tun.

Explosiva ausfällt, sie schmalflächig gewesen ist, dort wo sie zur Affrikate oder Spirans wird, breitflächig. Palatale (mouillierte) Explosivlaute wählen stets letztere Entwicklung, was nach dem S. 52 f. vorgebrachten sehr begreiflich ist. Der Hauptgrund in der verschiedenen Entwicklung zwischen frz. *d* > 0 und provz. *d* > *z* wäre also hier zu suchen.

§ 45. Nehmen wir nun also an, ein derartiges schmalflächiges *d* sei zwischen Vokalen unter geringem Expirationsdruck (wie ja häufig einzelne Konsonanten zwischen Vokalen), gesprochen worden. Der Zungenkörper wird nur gerade soviel aus der Stellung, die er bei der Aussprache der Vokale eingenommen hat, gehoben als nötig ist, damit ein schmaler Streifen den harten Gaumen oder die Alveolen berühre. Auch wird an der betreffenden Stelle nur ganz lose oder gar nicht gedrückt (schwacher Einsatz und Absatz), da nur einem ganz leisen Expirationsstrom Widerstand zu leisten ist. Jedenfalls wird aber der Artikulationsdruck und die Berührungsfläche noch nach dem Tempo der Rede verschieden sein; in rascher Rede wird das *d* noch schmäler und loser artikuliert werden als in langsamer, es sind also verschiedene Grade, abgestuft nach Tempoformen, vorhanden.

Nehmen wir nun weiter an, eine bestimmte Generation bilde das schmalflächige *d* zwischen Vokalen im Ganzen immerhin so bestimmt, dafs selbst bei schnellstem Sprechen noch grade Verschlufs gebildet wird; die junge Generation lernt es gerade so zu sprechen, nicht sorgfältiger, nicht nachlässiger. Nur hat sie mit ihren kleineren Sprachorganen auch geringere Bewegungsweiten notwendig. Wenn sie nun heranwächst, erweisen sich diese nicht mehr als zureichend, aber blofs bei schnellstem (prestissimo) Sprechtempo, wo also statt *d* reduziertes *d* (*ḍ*) erscheinen wird, während es bei langsamerem Sprechen zwar etwas schmäler und loser als bei der ersten Generation, aber noch immer vollständig artikuliert wird. In der nächsten Generation ergreift das *ḍ* dann die Allegroformen u. s. w.

Wäre die Bewegung nämlich eine derartige, dafs gleichzeitig alle Tempoformen ergriffen würden, so stände die neugeschaffene Form in einem solchen Gegensatz zur alten, dafs sofort Korrektur einträte, bevor die Form noch recht durch-

[illegible] könnte. Bürgert sie sich aber zuerst bloß in den [illegible] ein, so empfindet dies der Hörer zunächst „Verschlucken des Lautes"; das Ohr gewöhnt sich aber [illegible] daran, so daß der Schwund des d nun auch in die [illegible] Formen eindringen kann ohne aufzufallen.

§ 46. Auch die akzentuellen Verschiebungen lassen sich [illegible] das Ablösungsprinzip zurückführen. Das Wachstum von [illegible] und Lunge bringt es mit sich, daß die Erwachsenen [illegible]ere Mengen Luft bei jedem Atemzug fürs Sprechen ver-[illegible]. Von dem Maß der verwendeten Luft hängt aber die [illegible]rke und Tonfälle ab. Das Resultat der Verschiebung wäre, [illegible]n nicht ein zweites Moment hinzukäme, daß man lauter [illegible]et. Diese Verstärkung würde natürlich bei tonstarken [illegible]menten proportional ausfallen mit der bei tonschwachen. [illegible]ei lautliche Elemente die ursprünglich die Tonstärken 3 und 2 [illegible]ben, würden also etwa die Tonstärken 6 und 4 erreichen. Nun [illegible]rkt aber dieser Tonverstärkung ein anderer Zug entgegen: [illegible] Stärke des Sprechens wird immer nach dem Bedürfnis [illegible]gerichtet; man spricht nur so laut, als es für den Zweck [illegible]rderlich ist. Gerade Kinder, die noch nicht so die Stärke [illegible] Bedürfnis anzupassen gelernt haben, pflegen lauter zu reden [illegible] es nötig wäre. Es bedeutet also dieses Einrichten nach [illegible] Bedürfnis im allgemeinen eine willkürliche Dämpfung der [illegible]me. Bei willkürlicher Dämpfung wird aber, wie wir aus [illegible] alltäglichen Leben wissen, der Abstand zwischen betonten [illegible] unbetonten Elementen gewahrt. Da dieser aber wie wir [illegible]en haben durch die natürliche Entwicklung größer [illegible]den wäre, so würde sich in dem angenommenen Fall [illegible]erhältnis 3 : 1 ergeben.[1]) Nun wird sich ja aller-[illegible] wieder eine so starke Differenzierung im Lauf einer [illegible]tion nicht einstellen, eben wegen des immer wirkenden [illegible]ierenden Einflusses der Umgebung; es wird also ein [illegible]g resultieren, etwa 5 : 3 ($3 : 1^4/_5$). Aber die Wandlung [illegible]n der nächsten Generation in derselben Weise fort-

[illegible]mit dürfte die im gewöhnlichen Leben oft zu konstatierende [illegible]n Zusammenklang zu bringen sein, dass erwachsene Personen [illegible] d. h. mit stärkerer relativer Hervorhebung des zu betonenden [illegible]n pflegen als Kinder.

gesetzt und so kommt es, dafs in Sprachen die starke Unterschiede in der Tonstärke aufweisen, diese immer mit der Zeit noch verschärft werden.

Diese Gliederungsverschiebung ist dann wieder Ursache mancherlei anderer sprachlicher Erscheinungen, so gewisser Diphthongierungen betonter Vokale, des Stimmloswerdens von stimmhaften Elementen am Schlufs des Wortes, wenn der verminderte Luftstrom nicht mehr Kraft genug hat, die Stimmbänder zum Schwingen zu bringen u. dgl.

§ 47. Ich bin mir wohl bewufst, dafs diese Annahme der Geschlechterablösung als Grund jedes mechanischen Lautwandels nur eine Hypothese ist, zu deren Bestätigung es vieler eingehender Untersuchungen und Forschungen bedarf. Aber da doch alles Forschen ein Zurückführen auf letzte Gründe ist, so wird man dort, wo man nicht in der glücklichen Lage ist, durch Experimente die Bedingungen der Erscheinung so zu variieren, dafs sichere Rückschlüsse auf die Ursachen derselben gestattet sind, eine Hypothese wagen müssen, auf die Gefahr hin, dafs sie durch spätere Erfahrungen umgestofsen wird. Die Ablösungshypothese hat aber, wie ich glaube, manchen Vorteil vor den bisher aufgestellten voraus: dafs sie sich nicht gleich von Anfang an in direktem Widerspruch mit dem Material befindet, das die Linguistik bisher aus dem Studium der Sprachen gewonnen hat, dafs sie für dem Wesen nach gleichartige Erscheinungen ein einziges Erklärungsprinzip ansetzt und dafs sie, wie ich glaube, in ihren Voraussetzungen nichts enthält, das a priori unwahrscheinlich erschiene; denn sie baut sich auf einfache allgemein anerkannte biologische und physikalische Grundsätze auf (besonders die zwei: 1. die Organe des Menschen wachsen mit ihm; 2. ein Ton ist in seiner Klangfarbe abhängig von Gestalt und Gröfse des Instruments, das ihn erzeugt). —

Das Aussprechen einer solchen Hypothese hat jedenfalls das Gute, dafs sowohl diejenigen, die ihr beistimmen, als diejenigen, die sie für unrichtig halten, bemüht sein werden, auf die Erscheinungen, die ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit bestätigen könnten, ihr Augenmerk zu lenken und das ist bei einem Erscheinungsgebiet, das zu durchforschen, einerseits sicher

über die Kraft des Einzelnen geht, andrerseits naturgemäfs die Zeit von mindestens zwei bis drei Generationen in Anspruch nimmt, gewifs von Wert: selbst wenn sich die Unrichtigkeit der These herausstellen sollte, so werden die dabei gefundenen Resultate für weitere Lösungsversuche unserer schwierigen Frage notwendig fördernd sein.

§ 48. Bevor aber die Hypothese die Feuerprobe der Erfahrung wird durchgemacht haben können, ist sicher vorauszusehen, dafs diejenigen die ihr abgeneigt sind — an solchen wird es nicht fehlen; denn ich weifs sehr wohl, dafs meine Art die Sprachvorgänge zu betrachten z. T. in denkbar gröfstem Widerspruch steht zu der namhafter, auch von mir aufs höchste verehrter Forscher, denen die Wissenschaft unschätzbares verdankt — dafs also diejenigen, die ihr abgeneigt sind mit einer Flut von Fragen heranstürmen: Wie ist nun dieses, wie jenes zu erklären; wie die germanische Lautverschiebung, wie der Wandel von aspirierten Medien zu aspirierten Tenues im Griechischen, wie der Schwund des anl. *p* im Keltischen, wie *ū* > *ü* auf romanischem Gebiet etc? Da keine der früheren Hypothesen auf solche Fragen befriedigende Antwort zu geben vermochte, so wird man mit Recht einen Prüfstein ihrer Richtigkeit darin finden wollen, ob sie das leisten kann, was jene nicht geleistet haben.

§ 49. Aber es ist klar, dafs das nicht so leicht ist. Zu bestimmten Antworten, die nicht selbst wieder Hypothesen wären, gehörte die genaue Kunde davon, wie die Laute, die dem Wandel ausgesetzt waren, vor demselben gesprochen wurden. Die Wichtigkeit dieser Kunde erhellt aus dem § 44 gegebenen Beispiel. Eine solche Kunde ist aber nirgends zu erhalten und wir wissen heutzutage, wie grofs die Verschiedenheit bei der Artikulation der verschiedenen Laute ist, vgl. § 11 c. Die orthographischen Zeichen lassen einen weiten Spielraum, und wenn wir nicht die richtige Auswahl treffen können wir uns leicht ein falsches Bild von den Vorgängen machen, ohne dafs deshalb unsere Grundanschauung vom Lautwandel unrichtig zu sein brauchte. Unter solchen Umständen mufs es wohl vorläufig genügen — nicht zu zeigen, wie ein derartiger Wandel zu erklären sei — sondern zu zeigen, ob er

sich mit dem Prinzip der Geschlechtsablösung vereinigen läfst, wenn man bestimmte Artikulationsweisen, denen durch den Verlauf der Sprachgeschichte nicht geradezu widersprochen wird, willkürlich voraussetzt. In diesem Sinn, — nur in diesem — will ich im Folgenden eine Deutung desjenigen Lautwandels versuchen, der am meisten die Köpfe beschäftigt hat, die sich mit der Untersuchung unserer Frage abgaben.

Ein wenig Kontrolle ist immerhin gegeben, wenn die Möglichkeit besteht, mehrere Vorgänge der Sprachgemeinschaft aus demselben Prinzip zu erklären. — Diese Vorgänge müssen dabei nicht immer gleichzeitig sein: wenn z. B. die drei Vorgänge der germanischen Lautverschiebung auch nicht gleichzeitig erfolgt sind und auch ganz gewifs nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen, so können sie doch derselben Ursache ihr Entstehen verdanken. Eine solche könnte man nun tatsächlich entdecken und zwar in einer Verschiebung des Expirationsdrucks innerhalb der Silbe. Angenommen dieser sei in der Ursprache im allgemeinen ein ziemlich gleichmäfsiger gewesen, nur bei betonten Silben, wie meist — ein gegen das Ende leicht abschwellender (Bremer, Phon. § 183, 2a), so können alle Erscheinungen erklärt werden, wenn man annimmt, es sei zu einer gewissen Zeit statt des gleichmäfsigen Einsatzes des Druckes ein leicht anschwellender eingetreten (so dafs also betonte Silben eine anschwellend-abschwellende Druckverteilung erhalten, Bremer § 183, 3), sei es dafs sich dies nach § 6 bei der Abtrennung eines Gliedes aus einer gröfseren Sprachgemeinschaft innerhalb desselben entwickelt hat, sei es, wie man jetzt so gern annimmt, dafs es dadurch geschehen ist, dafs das germanische Volk eine andere Volksgemeinschaft in sich aufgenommen hat. Die Druckverschiedenheit innerhalb der Silbe hätte sich nun gemäfs § 46 immer mehr verstärkt, so dafs schliefslich dieselbe äufserst schwach betont einsetzte. — Sehen wir uns nun an, welche Wirkung diese Betonungsweise auf die verschiedenen indogermanischen Laute ausüben mufste; ich wähle im folgenden als Vertreter die Dental-Reihe. Es gab in der indogermanischen Ursprache tönende (*d*, *dh*) und tonlose (*t*, *th*) Verschlufslaute, in beiden Kategorien eine unaspirierte (*d*, *t*) und eine aspirierte (*dh*, *th*) Abart. Die aspirierten Laute fasse ich als breitflächige

auf, womit die Tatsache stimmt dafs sie vielfach in Affrikaten und Spiranten übergegangen sind (§ 44), die unaspirierten als schmalflächige. *d* war wohl Lösungsmedia, *t* Sprengfortis wie z. B. jetzt im italienischen, französischen, den slavischen Sprachen, die aspirierten Laute dagegen selbstverständlich Sprengexplosiva.[1]) Die tönenden Laute hatten, wie noch jetzt in den genannten Sprachen den Blählaut vor sich,[2]) den ich mit † bezeichnen will.

Also †*de*, †*dhe*, *te*, *t*𝔥*e*, wobei 𝔥 den tonlosen, *h* den tönenden Hauch bezeichnet.

Tritt nun aber eine Verminderung des Luftdrucks zu Beginn ein, so wird damit zum grofsen Teil die Luftansammlung vor der Explosiva reduziert und da ziemlich viel Luft immer verbraucht wird um die Stimmbänder zum Schwingen zu bringen,[3]) so wird bei vermindertem Luftdruck das Schwingen derselben, d. h. die Stimme später eintreten. Aus diesen Gründen wird bei den tönenden Lauten zunächst der Blählaut wegfallen; bei *te* wird der erste Teil des *e* wegen des späteren Eintretens der Stimme tonlos gebildet; das Ohr empfindet einen solchen tonlosen Vokal als Hauch.[4]) Auch bei *t*𝔥*e* wird durch das spätere Eintreten der Stimme der Hauch wohl etwas verlängert, aber gleichzeitig geschwächt, da nicht mehr so viel Luft vor der Verschlufssprengung angesammelt war. Die Folge war das *te* und *t*𝔥*e* dem Klang nach zusammenfielen, wenn sie auch der Artikulation nach ursprünglich verschieden waren. Die lernende Generation aber, die fast nur mit dem Ohr lernt, wird klanggleiche Laute auch artikulationsgleich hervorbringen, und also von den beiden Artikulationen die ihr bequemere für beide Laute auswählen. Bequemer zu lernen war wohl die breitflächige Artikulation, bei der die Zunge weniger aus ihrer natürlichen Lage entfernt zu werden brauchte. Wir haben also

1. Ep.	†*de*	†*dhe*	*te*	*t*𝔥*e*
2. Ep.	*de*	*dhe*	*t*𝔥*e*.	

[1]) Zur Bedeutung dieser Ausdrücke Siev. Phon.[5] § 368, 370. Die Ansicht, dafs Sprenglaute nur stimmlos auftreten können, beruht aber gewifs auf einem Irrtum.

[2]) Siev. Phon.[5] § 357.

[3]) s. z. B. Siev. Phon.[5] § 362.

[4]) Vgl. Siev. Phon.[5] § 440.

Bei weiterer Verminderung des Luftdrucks werden nach § 44 die breitflächigen Artikulationen zur Affrikata führen also

3. Ep. *de* *dðe* *tþe.*

Dann mit Aufgeben des eigentlichen Verschlufses vor der Spirans (mit teilweiser Assimilation):

4. Ep. *de* *ððe* *þþe*

d. h. geminiertes *ð þ*, bei denen der erste Teil wohl anfänglich noch etwas enger gesprochen wurde als der zweite.

Die Stimmlosigkeit, die nach dem Aufgeben des Blählauts bereits den Einsatz der Explosiva ergriffen hatte, greift noch weiter um sich, so dafs der ganze erste Teil der Artikulation ohne Stimme durchgeführt wird, weil der Luftdruck zu schwach ist, die Stimmbänder zum Tönen zu bringen. Das dadurch frei werdende geringe Luftquantum sammelt sich bei *d* hinter dem Verschlufs an, wodurch dieser etwas verstärkt wird. So entsteht aus dem *d* das *t*.

5. Ep. *te* *þðe* *þþe.*

Der Eintritt des Stimmtons in das Reibegeräusch bei *þð* mufste eine Verminderung der Reibung zur Folge haben. Das *ð* mufste umso mehr den Eindruck einer reduzierten Media machen, als eine wirkliche Media nun nicht mehr bestand.[1]) Die geminierten Laute werden nun anlautend, und auch inlautend wo die vorausgehende abschwellende Bewegung einen neuen Einsatz des Luftdrucks erforderte (nach betonter Silbe) vereinfacht, d. h. gekürzt: der vordere Teil derselben geht ganz verloren, also

6. Ep. (inlautend und nach betonter Silbe):
te *ðe* (*de*) *þe*

Wo aber der vorhergehende Sonant nicht betont war, also die anschwellende Bewegung auch während der Einsatz des Spiranten, der ja zur vorhergehenden Silbe zu gehören pflegt,

---

[1]) Jede tönende Spirans nähert sich im Klang mehr der Explosiva als die entsprechende tonlose. So hören wir das engl. *the*, *these* (*ðə*, *ðijz*) leicht als *də*, *dijz*, nicht aber *thick*, *thin* (*þik*, *þin*) als *tik*, *tin*.

anhielt, assimilierte sich zunächst dieser an den Sonanten bezüglich des Stimmtons.

6. Ep. (nach unbetonter Silbe):

a/té *að/ðé* *að/þé* (ebenso *az/sé* aus *asé*)[1])

Dann mit völliger Assimilation:

7. Ep. *a/té* *að/ðé* *að/ðé* (*az/zé*)

Woraus dann

8. Ep. *até* *adé* (*azé*)

So würden also die Tonverhältnisse den Unterschied in der Entwicklung von

brấtar > *brôþar*; aber
mâtár > *môdar*
pitár > *fadar*

erklären, das bekannte Verner'sche Gesetz.

Auch anderes läfst sich mit dieser Auffassung in Einklang bringen, z. B. das Verbleiben der Tenuis in gth. *staírno* = gr. (*ἀ*)*στήρ*, wo der Vokal nach der Konsonantenverbindung sogleich mit dem Silbengipfel eintrat, also kein tonloser Vokal (Hauch), sich entwickeln konnte, vgl. in modern deutschen Mundarten, die die Tenuis aspirieren: *tief* gespr. *thīf*, aber *stiefel* gespr. *štīfl*.

Das also will ich — es sei noch einmal gesagt — nur als einen Versuch betrachtet wissen, der zeigen soll, wie sich eine Gruppe einzelsprachliche Erscheinungen mit dem Ablösungsprinzip in Einklang bringen läfst.

§ 50. Nun aber kommen wir zu der wichtigen Frage: wie kommt es zu jener ersten Differenzierung, die wie minimal sie auch war, ohne Schwierigkeit den Grund zu grofsen gewaltigen Verschiebungen kann abgegeben haben? Zwei Möglichkeiten stellen sich theoretisch dar, die wir getrennt betrachten wollen, obwohl sie in Wirklichkeit häufig vereint sein werden.

Die eine Möglichkeit haben wir bereits in § 6 ins Auge gefafst, dafs nämlich ein Bestandteil einer Sprachgemeinschaft sich von dem ganzen abzweigt und nun ein Sonderleben führt.

---

[1]) Der Strich bezeichnet die Druckgrenze.

Wir haben dort schon darauf hingewiesen, dafs in einem solchen Fall, minimale Sprachabweichungen der einzelnen, die sich beim Zusammenleben mit den früheren Genossen bei der nächsten Generation wieder hätten ausgleichen müssen, zu dauernder Geltung kommen können. Es ist dann eben in Bezug auf diese Sprachgewohnheiten in der neu abgezweigten Gemeinschaft ein anderer Durchschnitt vorhanden, auf den neu entstehende Abweichungen zurückgeführt werden, als in der zurückgebliebenen. Aus diesen minimalen Differenzen entwickeln sich langsam, langsam wieder merkbare und ohrfällige Verschiedenheiten. — Oft wird sich in solchen Fällen übrigens die Verschiedenheit darauf beschränken, dafs der abgeschiedene Teil dem zurückgebliebenen in manchen sprachlichen Erscheinungen vorangeht oder später nachkommt. Ersteres sehen wir sehr deutlich bei den Normannen in England, solange ihre Sprache eine verhältnismäfsig reine war. Das hat seinen Grund in zufälligen Verschiedenheiten der Erlernungsverhältnisse, wie solche auch innerhalb der Sprachgemeinschaft vorübergehend vorkommen können (vgl. § 41). Für jenes Vorauseilen der Anglonormannen könnte man vielleicht mit einiger Berechtigung den Grund angeben, dafs zur Zeit der Eroberung der Insel von dem ohnehin nicht gar grofsen Kontingent der Eroberer viele reife Männer im Kampf gefallen sind; dafs also das heranwachsende Geschlecht von jenem redardierenden und kontrolierenden Einflufs, den die ältere Generation auszuüben pflegt[1]) auf der Insel freier war als auf dem Kontinent.

§ 51. Der zweite Fall ist die Annahme einer fremden Sprache durch die Sprachgemeinschaft. Das kann allerdings sehr grofse Umwälzungen herbeiführen, doch mufs man sich gewisse Vorstellungen vom Leibe halten, die man gewöhnlich zu hören bekommt, wenn es sich z. B. um das Verhältnis der romanischen Sprachen zu den vorromanischen handelt und genau die verschiedenen Stufen der Spracherlernung im Auge behalten.

Dafs einfach alle Sprachlaute der eignen Sprache in die fremde verpflanzt werden, fremde Laute, die nicht einmal annähernd vorhanden sind, durch jene eigenen ersetzt werden,

[1]) Vgl. z. B. § 42 Schlufs.

die den geringsten Grad der Verschiedenheit aufweisen u. s. w., das sind, z. B. wenn es sich um die Erlernung des Lateinischen durch die Gallier handelt, nach meiner Meinung ganz unstatthafte Anschauungen. So mag es vielleicht bei der ersten Generation sein, die eine fremde Sprache erlernt; denn das sind in der Regel Erwachsene und die Organe Erwachsener passen sich bekanntlich einer fremden Sprache nie mehr vollständig an. Ganz anders wenn auch die Kinder anfangen sie zu sprechen; auch wenn sie sie nur neben der Muttersprache erlernen, werden sie sie doch so lernen, dafs kaum ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Sprache der Eingeborenen zu hören ist.

Um die verschiedenen Stufen der Spracherlernung klar zu legen, wird es vielleicht gut sein, wenn ich verschiedene Erfahrungen, die ich als Schüler und Mittelschullehrer gemacht habe, zum Vergleich heranziehe. — In dem äufseren Bezirk Wiens, wo ich unterrichte und wo daheim überall nur Dialekt gesprochen wird, lernen die Kinder doch meist in erstaunlich kurzer Zeit von den paar Volksschullehrern — oft den einzigen Personen, die sie das sogenannte Schriftdeutsch sprechen hören — die richtige Artikulation der sogenannten schriftdeutschen Laute und wenn sie (im Alter von 10—11 Jahren) in die Mittelschule kommen, erinnert nur selten ein Rückfall, häufiger eine verkehrte Sprechweise daran, dafs sie daheim und unter sich eine in fast allen Lauten stark verschiedene Sprache sprechen. Auch sind tschechische Knaben darunter, die zuhause fast gar nichts anderes hören und sprechen als tschechisch; denn die Tschechen belieben hier seit neuerer Zeit sehr exklusiv zu leben. Diese sind meist sehr ungeschickt im Ausdruck; aber in der Aussprache des Deutschen merkt man in der Regel keinen Unterschied gegenüber deutschen Kindern.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Die häufigeren sind diejenigen die nur einem geübteren Gehör auffallen, einem phonetisch ungeschulten aber nicht. Manche Kinder behalten den heimischen einfachen Laut für die schriftdeutschen Diphthonge *ei, au:* ein eigentümliches *â, â*, das in seinem Klang noch deutlich die Entstehung aus dem Diphthong erkennen läfst und sich deshalb dem Gesamteindruck nach in schneller Rede wenig davon unterscheidet, oder eine Varietät des nach-

vokalischen *l*, die zwischen dem heimischen *į* und dem schriftd. *l* die Mitte hält und gern auf den vorhergehenden Vokal abfärbt. Es ist aber zu bemerken, dafs das eingewurzelte Gewohnheiten sind, die z. T. auch von der gebildeten, schriftdeutsch sprechen wollenden Bevölkerung und auch von manchem Lehrer festgehalten werden. Ganz gering und immer mehr im Abnehmen begriffen ist die Zahl jener Schüler, die die dialektische Färbung überhaupt niemals verleugnen können, z. B. für jenes *l* wirkliches *į* sprechen, statt schriftd. *a* jenen eigentümlich breiten *a* - Laut (*â*), der im wienerischen z. B. für altes *ei* eingetreten ist (*tsvâ* = zwei) oder gar das S. 61 Anm. charakterisierte *o*, für *on* dagegen wieder *å̂n* eintreten lassen, stark nasalieren etc.[1])

Wenn nun bereits solche „Erfolge“ erzielt werden, obwohl der Schulzwang sammt der Verpflichtung sich die Umgangssprache der sogenannten gebildeten Kreise anzueignen erst etwa seit zwei Generationen besteht und obwohl die Kinder fortfahren den gröfsten Teil des Tages, zu Hause und mit ihren Kameraden, ihren heimischen Dialekt zu sprechen; wie sollte man da glauben, dafs die Römer in den fünf Jahrhunderten, wo sie Gallien beherrschten, mitten unter den Galliern lebten, Handel trieben, Schulen gründeten, Soldaten aus den Eingeborenen aushoben und heranbildeten, eine Bevölkerung, die ein Interesse daran hatte lateinisch zu sprechen, keineswegs viel Nationalstolz zur Schau trug, sondern im Gegenteil danach trachtete, mit dem Siegervolke eins zu werden, nicht dazu gebracht hätten, ein Latein zu sprechen, das sich von dem Latein der Römer im Klang nur unwesentlich unterschied? Ein Latein, in dem das *ū* wie *ū* klang und nicht wie *ü*?[2])

Natürlich verkenne ich nicht, dafs das Lateinische nicht auf einmal gründlich gelernt worden ist. Zwischen jener Stufe grober Spracherlernung im Anfang und dem gründlichen Können am Ende, liegt noch eine wichtige Stufe, die man vielleicht am besten mit dem Ausdruck Lateinisch mit

---

[1]) In den letzten Jahren meiner Lehrtätigkeit sind mir (ausser gelegentlich *â* für *a*) derartige starke Einmischungen des Dialekts in die Schulsprache der Schüler überhaupt nicht vorgekommen; wohl aber erinnere ich mich an derartiges zur Zeit meiner eigenen Gymnasialstudien.

[2]) Vgl. auch Windisch in Gröbers Gr. I 307.

gallischem Akzent bezeichnen könnte; bereits auf dieser Stufe aber kommen so grobe Lautersetzungen nicht mehr vor. Die Verschiedenheiten auf jener Stufe sind zwar noch hörbar und ohrfällig, sie bestehen aber blofs in kleinen Nüanzen, die mehr in der Verbindung der Laute, als in den Lauten selber wahrnehmbar sind. Vor allem aber besteht die Verschiedenheit darin, dafs statt der dem fremden Idiom eigentümlichen Tonabstufung und Druckverteilung die der heimischen Sprache angehörige gewählt wird. Auch hierfür möchte ich ein charakteristisches Beispiel aus meinen Mittelschuljahren bringen, charakteristisch deshalb, weil sich der Einflufs der Betonung an einem ganz fremden Material — in einer keinem der beiden gemischten Idiomen verwandten Sprache zeigt, also losgelöst von andern sprachlichen Eigentümlichkeiten. Im Gymnasium machte es uns Spafs, die Sprechweise jener wenigen Kameraden nachzuahmen, die gewisse Eigentümlichkeiten der heimischen Mundart nicht lassen konnten, auch wenn sie z. B. griechische Verse rezitierten. Wir sprachen den bekannten Vers

Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς,

den wir in der Schule so auszusprechen lernten

Tón ƀapaméȷbomenős proſefḗ poƀas ókis ahíleųs

(ƀ, b, ſ tonlos, die Vokale *e*, *o*, *i* geschlossen, doch nicht übermäfsig, *i* in *okis* entweder rein oder mit leisem *ü*-Klang) in ihrer Weise aus. Ich wäre aber in grofser Verlegenheit, wenn ich die Art dieser Aussprache, die erheblich von unsrer gewöhnlichen verschieden war, phonetisch darstellen wollte; ich müfste fast durchwegs dieselben Zeichen wählen, die ich oben gesetzt habe. Höchstens dafs das letzte *o* in *ἀπαμειβόμενος* etwas länger und geschlossener klingt, ohne deshalb lang zu sein, und dafs beim *i* von *Ἀχιλλεύς* jener Mittellaut zwischen *i* und dem wien. *ü* in *fü* (= viel) eintritt, von dem ich schon gesprochen habe.

Neben feinen kaum wiedergebbaren Nüanzen der Laute waren es nämlich vor allem Tonabstufungsunterschiede. Während die gewöhnliche Schüleraussprache ungefähr folgende Tonintervalle zwischen den einzelnen Silben aufwies

c̄ b b | c̄ b as | c̄īs c̄ b | c̄ b as | c̄ b as | c̄ g

waren sie bei der wienerischen Aussprache etwa die folgenden:

c̄́ e e | b͡d̄′ ges e | c̄͡ē″ e e | c̄͡d̄′ f e | c̄́ b ges | (d̄)ges″ h[1])

Es ist zu bemerken, dafs die betreffenden Schüler nur so sprachen, wenn sie sich gehen liefsen, weil sie das Gefühl hatten, dafs diese Betonungsweise für die andern lächerlich ist.

§ 52. Die Spracherlernung ist also ein fortlaufender Assimilationsprozefs, der erst dann sein Ende finden kann, wenn die Unterschiede so gering werden, dafs sie vollständig unauffällig (wenn auch vielleicht z. T. noch wahrnehmbar) sind, d. h. wenn sie nicht auffälliger sind, als jene individuellen Varietäten, die überhaupt von Person zu Person vorkommen. Dann erst fällt jede psychische Ursache weg, weshalb noch weiter assimiliert werden sollte. Ob die Sprachassimilation bis zu jenem Punkt gelangt, hängt natürlich von der Dauer jener Epoche ab, in der die Erlernung der fremden Sprache angestrebt wird, dann noch von andern Umständen, dem Willen der Lernenden, dem Ausmafs der Gelegenheit fremde Sprache von den Einheimischen zu erlernen. Dafs alle diese Umstände im römischen Reich im allgemeinen, in Gallien im besondern für eine vollständige Spracherlernung sehr günstig waren, ist aus dem vorigen ersichtlich und wohl nie bestritten worden.[2])

[1]) Dazu kommen noch Verschiedenheiten in der Druckverteilung. In der gewöhnlichen Aussprache lag die Druckgrenze z. B. bei *podas* im *d*, bei der wienerischen vor demselben.

[2]) Charakterisieren wir also noch kurz die drei Stufen: A. Anfangsstufe: grober Ersatz der fremden Laute durch die akustisch nächst verwandten eigenen; Beisp. tschechisch-deutsch (tönende Media für tonlose, *ϱ ę* für *o e*, *aj aw* für *a͡è a͡o* (= *ei au*), volles Zungen-*r* nach Vokalen), deutsch-französisch (*an* für *ã* bei Norddeutschen, stimmlose Media für stimmhafte, *i̥n* oder *ni̥* für *ń*, *e* für *ö*) und französisch-deutsch (Kehlkopfverschlufs statt *h*, gleichmäfsige Betonung der Silben etc.) B. Mittelstufe: die Laute der fremden Sprache hat sich der Sprechende in einem Mafs angeeignet, dafs sie nur selten durch andere phonetische Zeichen wiedergegeben werden müfsten, als diejenigen, durch die die Laute der einheimischen Sprache wiedergegeben werden; es bestehen aber auffällige Unterschiede in der Nüanzierung, aufserdem wird die fremde Tonabstufung und Druckverteilung nur sehr unvollkommen wiedergegeben; Beisp.: deutsch mit französischem Akzent, französisch mit deutschem Akzent,

Jene artikulatorischen Verschiedenheiten, die selbst am Endpunkt jenes Assimilationsprozesses noch bestehen, sind obwohl sie völlig der Aufmerksamkeit des Hörenden entgehen, für die Weiterentwicklung der Sprache von gröfster Wichtigkeit. Nämlich folgendermafsen: Nehmen wir an, dafs für einen Laut *x* zwei Artikulationsweisen möglich sind *α* und *β*, die sich akustisch nicht oder kaum von einander unterscheiden. Das Volk, das seine Sprache in eine bestimmte Gegend brachte, hat sich (mit individuellen Ausnahmen) für die Artikulationsart *α* entschieden; das Volk, das die Sprache lernt, wählt die Artikulationsart *β* (wieder mit individuellen Ausnahmen), weil diese einer Artikulationsart, die es in seiner Sprache hatte, verwandter ist. Diese beiden Artikulationsarten entwickeln sich dann, wenn der Zusammenhang der beiden Sprachgemeinschaften gelöst ist, oder wenn eine aufhört, die andere als Lehrmeister anzuerkennen, verschieden (vgl. das Beispiel in § 44). Mit der Artikulationsart *β* entwickelt sich aus dem Laut x allmählich der Laut y, mit der Artikulationsart *α* bleibt entweder der Laut x oder entwickelt sich ein dritter z. Diejenigen Elemente, die die individuellen Ausnahmen bildeten, würden, wenn sich ihre Sprache selbständig entwickeln könnte, mit der andern Sprachgemeinschaft gehen; aber von dem Moment, wo die Unterschiede anfangen ohrfällig zu werden, lenkt sie die Macht der Majorität in ihre Bahnen ab (vgl. § 6).

Mit der Beschränkung also, aber n u r mit ihr, dafs es sich bei der Beeinflussung der neuerlernten Sprache durch die altüberkommene ursprünglich um k e i n e g r ö f s e r e n D i f f e r e n z e n handelte, a l s s i e a u c h s o n s t i n n e r h a l b d e r S p r a c h e e i n e r S p r a c h g e m e i n s c h a f t v o r k o m m e n, bin ich bereit eine solche Beeinflussung der lateinischen Sprache durch die vorromanischen anzuerkennen.

---

deutsch mit wienerischem Akzent etc. C. Endstufe: die Laute werden so wiedergegeben, dafs sie zwar noch artikulatorisch sehr verschieden sein können, die akustischen Unterschiede dagegen, zwar vielleicht noch wahrnehmbar, aber völlig u n a u f f ä l l i g sind; ebenso unauffällig sind die Abweichungen in Druckverteilung und Tonabstufung.

Zwischen diesen drei Stufen sind natürlich eine Anzahl Zwischenstufen denkbar; so stellen die zu Anfang des § 51 geschilderten wienerischen Verhältnisse eine Zwischenstufe zwischen B und C dar.

§ 53. Für die Fortentwicklung einer Sprache auf fremdem Boden ist nun aber folgendes zu beachten:

Jede Sprachgemeinschaft, die bereits längere Zeit ihre Sprache in ihrer Weise gesprochen hat, hat ein gewisses System Artikulationen, die gut und bequem zusammenpassen erreicht; d. h. jeder Laut wird so gesprochen, wie er die bequemste Anknüpfung an die vorhergehenden und die beste Vorbereitung zu den folgenden Lauten enthält. Ganz anders wenn dies System durch ein System akustisch, aber nicht artikulatorisch gleichartiger Laute ersetzt wird; da mufs ein solches Zusammenpassen, zunächst für die Schnellsprechformen, erst erzielt werden. Es mufs erst wieder neugelernt werden, aus einem Laut in den andern bequem überzugehen. Was also in den nächsten Jahrhunderten nach der Sprachübertragung hervortritt, werden hauptsächlich Assimilationserscheinungen sein, und das trifft ja auch für die romanischen Sprachen zu. Man vergleiche z. B. im ersten Kapitel der romanischen Lautlehre von Meyer-Lübke „Vokalismus" die Ausdehnung der Kapitel „Bedingte Lautveränderungen" (durchwegs Assimilationserscheinungen) mit der der Kapitel „Spontane Lautveränderungen". Es ist dabei zu bemerken, dafs einerseits, wie wir in § 18 gesehen haben, der spontane Lautwandel sich in vielen Fällen als ein assimilativer Vorgang erklären läfst,[1]) dafs andrerseits die Kapitel „Bedingte Lautveränderungen" notwendigerweise nicht so vollständig sein können als das „Spontane", weil die spontanen Veränderungen eben durch die viel gröfsere Anzahl der Beispiele viel leichter sich bieten als die bedingten; und dafs drittens über die spontanen, als die wichtigeren und schwerer erklärbaren im allgemeinen mehr gesprochen wird als über die bedingten. Beim Konsonantismus würden übrigens sicher die assimilatorischen Veränderungen noch bei weitem stärker überwiegen.

Mit der Zeit werden natürlich auch die neuen Sprachgemeinschaften sich wieder gewissermafsen eine Ruhelage herausentwickeln, eine Lage, wo die Übergänge bei den

---

[1]) So kann in *ię* aus *ę* das *i* einen Übergangslaut darstellen, der bei der Öffnung des Kiefers aus der Normallage in die Low-Lage entsteht. Z. f. r. Ph. XXII, 541.

gewählten Artikulationsarten bereits so bequem als nur denkbar sind, und von dem Moment an werden die Umwälzungen keine so groſsen mehr sein als früher.[1]

§ 54. Noch eine Frage ist zu erledigen.

Daſs zwei oder mehrere Laute in einen zusammenfallen, ist häufig vorgekommen und durchaus verständlich. Und zwar sind zwei Fälle denkbar; entweder werden die Artikulationen samt den zugehörigen Klängen gleich, wie es wohl meist geschieht, wenn verschiedene tonlose Vokale in denselben Neutralvokal zusammenfallen, oder aber es werden zunächst bloſs die Klänge gleich, die Artikulationen der betreffenden Laute waren aber verschieden. Da der Hörende bloſs den Klang auffaſst, wird er in solchen Fällen von den beiden Artikulationsarten eine wählen, entweder die mühelosere oder diejenige die als häufigere vorkam.[2]

Ist es nun aber auch möglich, daſs ein Laut sich in zwei spaltet (abgesehen von Fällen, wo seine Umgebung daran schuld ist)? Ist bei der Annahme des Ablösungsprinzips als bewegende Ursache jeder mechanischen Veränderung die Einheitlichkeit der Entwicklung a priori gegeben? Da ist nun folgendes zu erwägen.

Die Klangverschiebungen $x_1 > x_2 > x_3$ etc. (§ 40) sind stets vollständig graduell und zwischen je zwei Stufen werden alle denkbaren Zwischenstufen durchlaufen; bei der Artikulationsreihe $\xi_1 > \xi_2 > \xi_3$ wird es sich im allgemeinen um ein plus oder minus irgend einer Muskelbewegung handeln, das an und für sich einen Sprung bedeutet, da aber die Klangetappen x_1 x_2 x_3 nicht sehr weit auseinander sind, so werden jene Sprünge im ganzen verschwindend klein sein, so daſs man auch hier die Verschiebung als eine graduelle ansehen kann, umsomehr als man ja die Sprache nicht bloſs innerhalb einer einzelnen Familie etc. ins Auge fassen darf und die andern Familien Generationen liefern, die sich zwischen die einzelnen Generationen

---

[1] Vgl. damit das von Wechssler S. 468 f., 490 vorgebrachte.

[2] So erklärte ich den Zusammenfall von *en* (*ẽ*) und *an* (*ã*) in einem groſsen Teil Frankreichs, Z. r. Ph. XXII 541, von *t* und *th* im german. § 49; so glaube ich auch, daſs der Zusammenfall von $ti̯^{vok}$ und *ci, e* in vielen rom. Sprachen zu erklären ist.

der einen einschieben und in ihren Artikulationen auch die denkbaren Zwischenstellungen einnehmen.

Es kann aber, theoretisch betrachtet, der Fall vorkommen, dafs irgend eine, die n te, Generation mit der Artikulation ξ_n und dem Wandel des Klanges $x_n > x_{n+1}$ zu dem Endpunkt einer Entwicklung kommt, zu einem Laut, den die n + 1. Generation, die ja in ihrer Jugend den Klang x_{n+1} nicht wie die frühere mit der Artikulation ξ_n erzeugen kann, dies auch nicht mit derjenigen, die nun erforderlich wäre ξ_{n+1} vermag, weil nämlich eine solche nicht mehr existiert, weil die Serie der physiologisch möglichen Artikulationen mit ξ_n abgeschlossen ist. In diesem Fall würde man, um den Klang x_{n+1} zu erzielen, die Zuflucht zu einer Artikulation nehmen, die nicht graduell, sondern prinzipiell von der der ältern Generation verschieden ist, sagen wir zu einer Artikulation v_1, die ihrem akustischen Charakter nach ihn mehr oder minder vollständig wiedergibt. In diesem Fall wäre also von einem springenden Lautwandel zu reden, der nun gleichmäfsig durchgeführt werden kann. Es könnten aber weiter zur Erzeugung des Klanges x_{n+1} bei verschiedenen Individuen zwei prinzipiell verschiedene Artikulationen v_1 und ζ_1 verwendet werden, und es könnte sein, dafs die nun entstehenden Laute $y_1 = z_1 = x_{n+1}$, in verschiedener Richtung sich weiter entwickelnd, etwa in der n + 4. Generation bereits merkliche Unterschiede aufweisen. Ist nun einer der Laute der bei weitem häufigere, so wird er den anderen vollständig verdrängen und y_4 oder z_4 werden allein herrschen. Es käme also trotz der anfänglichen Teilung nicht zu einer Doppelentwicklung. Sind aber y_4 und z_4 ungefähr gleich stark vertreten, so könnte dann bei der Ausgleichung durch den Zutritt irgend welcher psychischer Motive, bei dem einen Wort y_4, bei dem andern z_4 bevorzugt und dadurch eine dauernde Spaltung herbeigeführt werden.

Ob dieser theoretisch angenommene Fall in Wirklichkeit je eingetreten ist, weifs ich nicht; mir ist nichts bekannt, was ich auch nur mit etwelcher Wahrscheinlichkeit hierherzustellen mich trauen dürfte und dasjenige, was ich am ehesten hier unterbringen möchte, die Doppelentwicklung von frz. *oi* = *oę* < *ę* (geschrieben *ai*) / *oę* › *ua* gehört einer Periode und einer Gegend

an, in denen die lautmechanische Entwicklung zu sehr Störungen durch allerhand heute unkontrollierbare Einflüfse ausgesetzt sein konnte, als dafs die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, auch mit anderen Erklärungen durchzukommen.

§ 55. Wenn ich also nach dieser lang geratenen Auseinandersetzung und mancher Abweichung in nicht romanisches Sprachgebiet, die man mir bei der Wichtigkeit der behandelten Frage zu gute halten möge, meinen Standpunkt in derselben präzisieren soll, so kann ich sagen, dafs ich im denkbar schärfsten Gegensatz zu jenen Forschern bin, die eine einheitliche Lautentwicklung annehmen, ohne aber als Grund dafür ein strenges Kausalgesetz, nach Art derer, die die Naturwissenschaften aufstellen, anzuerkennen. Ich betrachte nämlich jede mechanische Lautentwicklung als eine spezielle Wirkung von Vorgängen, die ihre Gründe in physikalischen (akustischen) und biologischen Gesetzen, also in Naturgesetzen haben, ohne dafs aber in allen Fällen Einheitlichkeit die notwendige Folge davon sein müfste.

* * *

§ 56. Die erste viel umstrittene Streitfrage, die ich hier zur Behandlung bringen möchte, betrifft die Entwicklung von lat. intervok. -*ti̯*- im Französischen (und Provenzalischen). Ich stehe im wesentlichen auf der Basis der älteren, von Suchier, Mussafia und G. Paris vorgetragenen Ansicht und habe meinen Standpunkt bezüglich der vielen Ausnahmen, die sich hier ergeben, in Kürze in der Z. f. rom. Phil. XXVI 363 f. gelegentlich einer Besprechung von Fords Buch „The old spanish sibilants" skizziert. Meine Ansicht geht, um das dort gesagte kurz zu wiederholen, dahin, dafs etwa im 1. nachchristlichen Jahrhundert *ti̯* (wie die anderen Dentallaute + Hiatus-*i̯*) zu einem Palatallaut verschmolz, der im weiteren Verlauf der Sprachentwicklung mit dem Laut von *c* vor *e* und *i* zusammenfiel. Ganz ähnlich sind in dem Dialekt von Gaye (Marne) die sekundären Verbindungen *ti̯*, *di̯*, *li̯*, *ni̯* zu *t'*, *d'*, *y*, *ń* geworden und mit den ersten beiden *k* und *g* + palatalem Vokal (*ękü* > *ęt'ü*, *quitter* >

t'ite) zusammengefallen.[1]) *ce, ci* + Vok. sind erst später zu einem einheitlichen Laut unter Dehnung des Konsonanten verschmolzen. — Es hätten also *ratione, vikinu, minakiare* folgende Etappen durchlaufen:

I.	*rat'one,*	*vek'inu,*	*minak'iare*
II.	*rat'one,*	*vet'inu,*	*minat'i̯are*
III.	*ratsone,*	*vetsinu,*	*minatsi̯are*
IV.	*raizon,*	*veizin,*	*menaçar*

Neben dieser volkstümlichen Aussprache *t'* aus *ti̯* suchten die Gebildeten aufser dem *t'* (später *ts*) auch das *i̯* zu Gehör zu bringen; ihre Aussprache fällt also seit der zweiten Epoche mit dem *t'i̯* (später *tsi̯*) von *minat'i̯are* zusammen; genau diese Aussprache beschreibt uns denn auch der Grammatiker Papirius (s. ML. Einf. § 133). Die Worte, wo diese Aussprache die herrschende wurde, gehen also mit denen, die ursprünglich *ci*[V] hatten, zusammen.

Da ich diese Dinge dort nur gelegentlich einer Rezension berührte, so konnte ich nicht auf die Einwände, die von Horning Z. XVIII 232 ff., XXIV 545 ff. gegen Mussafias Theorie erhoben wurden, eingehen; und so wirft mir denn der genannte Forscher mit Recht Z. XXVII 236 vor, dafs meine Ausführungen der Sache nichts nützen; denn bei dem jetzigen Stand könne die Frage über ti̯ nur durch eine Untersuchung gefördert werden, welche sämtliche bis jetzt vorgebrachten Momente einer eingehenden, wissenschaftlichen Prüfung unterzöge. Da aber so viel ich weifs seit Mussafias und G. Paris' Arbeiten blofs von Horning selbst Momente — sehr wichtige, anscheinend schwerwiegenden Momente — gegen Mussafias Ansicht, die ich ja im wesentlichen teile, vorgebracht wurden, so habe ich auch nur seine der Prüfung zu unterziehen.

Horning nämlich läfst wohl *iz* als vortoniges Resultat von *ti̯* gelten, glaubt aber, dafs in nachtoniger Stellung *ç* (auslautend *z*) ohne vorhergehende *i*-Entwicklung das reguläre

[1]) Heuillard, Étude sur le patois de Gaye, 1903 S. 13 f. Aus der Beschreibung, die dort von den Lauten *t'*, *d'* gegeben wird geht hervor, dafs, wie so oft bei ähnlichen Lauten, die Artikulationsfläche sich über einen Teil des *k*- und des *t*-Gebietes zugleich erstreckt. Vgl. das S. 52 f. über die Breitflächigkeit mouillierter Laute gesagte. Ich bezeichne trotzdem konsequent mit *t'*, *d'*.

Ergebnis unserer Lautgruppe darstelle. Die Wörter, die diesem Ansatz nicht entsprechen, sind ihm halbgelehrt oder durch Formen beeinflufst, in denen *iz* als vortonig berechtigt war.

§ 57. Dieser Unterschied, den Horning aufstellt, dafs eine Lautverbindung vor der Tonstelle tönend wird, nach derselben tonlos bleibt, ist für das franz., prov. etc. schon a priori auffällig, da wir bei anderen Konsonanten nirgends etwas ähnliches beobachten können; denn ein solcher Unterschied mufs doch seinen Grund in der je nach der Tonstelle verschiedenen Atemdruckverteilung haben und es ist gewifs in hohem Grad unwahrscheinlich dafs eine derartige verschiedene Verteilung gerade nur bei einem bestimmten Phonem eingetreten ist. Sämtliche einfachen stimmlosen Konsonanten werden nämlich intervokalisch sonst in jeder Stellung tönend, sämtliche Verbindungen zweier konsonantischer Artikulationen bleiben entweder in beiden Stellungen stimmlos: *-pt-*, *-st-*, *-ks-*, *-cį-* etc. oder aber werden in beiden tönend *-qu-*, *-pr-*, *-pl-* etc. Andrerseits entspricht in wirklich gelehrten Wörtern dem lat. *tį* in beiden Stellungen der stimmlose Laut: *vice*, *préface*, *dédicace*, *Stace* — *vicieux*, *perdicion*, *déprécier*, *précieux*, wobei nur der — auch sonst bei gelehrten Wörtern — zu bemerkende Unterschied besteht, dafs nachtonig das *i* fällt weil es sich mit den frz. Betonungsgesetzen nicht verträgt.

Wenn Horning nun für die volkstümliche Entwicklung des *tį* diese Gleichmäfsigkeit durchbricht, so mufste er dazu schwerwiegende Momente haben und diese stellen sich in der Tat als eine grofse Reihe von Fällen dar, wo wirklich einem lat. *tį* ein franz.-prov. *ç* entspricht.

Ist von dieser Seite her Horning die Beweisführung durch Aufbringung eines sehr zahlreichen und fleifsig gesammelten Materials geglückt, so ist sie es keineswegs nach der andern Seite hin, nämlich bei der Entwertung der von Mussafia und G. Paris für die gegenteilige Theorie (*-iz-* auch nachtonig) ins Treffen geführten Beispiele.

§ 58. Unannehmbar erscheint zunächst Hornings Erklärung des Verbs **pretiare*. Dieses hätte nach Hornings Theorie in den stammbetonten Formen **priece* (kaum **prece*), in den endungsbetonten *preisier* ergeben müssen. Nun ist aber **pretiare* eine

junge, im Latein des Altertums so viel ich weifs nicht belegte[1]) Bildung aus *pretium*. Dieses *pretium* hätte nach. Hornings Theorie nicht *pris*, sondern nur **priez* (kaum **prez*) ergeben müssen. Es hätte also der tönende *z*-Laut erst in der Ableitung (trotz des Danebenstehens des Stammworts) durchdringen, dann das Stammwort ergreifen müssen. Es fragt sich, ob dieser Gang wahrscheinlich ist. Das Zeitwort hat durchwegs die abstrakte Bedeutung schätzen, preisen = loben, ist also wie alle abstrakten Begriffe in der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht besonders häufig; das Substantiv *pretium* = *pris* hatte aber neben der abstrakten Bedeutung 'Preis' = 'Lob' noch die sehr konkrete 'Preis' = 'zu zahlende Summe' (z. B. 'Fahrgeld' Al. 16 c), die gewifs häufigsten Gebrauchs gewesen ist. Wir würden also eher das Umgekehrte erwarten.

Diese umgekehrte Richtung der Analogie finden wir denn auch tatsächlich in einer bedeutend späteren Zeit, als für Hornings Analogiewirkung angenommen werden müfste, zu einer Zeit, wo das Verb schon seinen Gebrauchskreis hätte erweitern und das ursprüngliche Verhältnis der Ableitung sich hätte verdunkeln können. Denn aus Subst. *pris*, Verb *prise-preisier* (*proisier*) wie die Formen in der ältesten frz. Zeit heifsen, entwickelt sich schon auffallend früh das Verhältnis *pris* — *prise* — *prisier* (vgl. Bartsch l. l. frç. 194_{12} 462_{13} Auc. Nic. 24_{12}; auch die Beisp. bei Littré *priser* 1, hist.) und wenn hier nie die entgegengesetzte Richtung der Analogiebildung begegnet (wie dies z. B. bei *nier* u. a. der Fall ist) so ist offenbar die Mitwirkung des Substantivs daran schuld.

Es ist aber nun vor allem zu bedenken, dafs jenes *i*, das von allem Anfang an in den stammbetonten Formen erscheint und dann die flexionsbetonten ergreift nach Hornings Theorie ursprünglich nirgends berechtigt war. Nach seiner Theorie hätten — nach der analogischen Angleichung — die stammbetonten Formen **preise* — **proise*, das Subst. **preis* — **prois* heifsen müssen, und wie er sich den Wandel von *preise* zu *prise* denkt, von dem er XVIII 239 spricht, ist mir gänzlich unklar.[2]) Dafs ein Zeitwort durch komplizierte analogische

[1]) Nur *appretiare, depretiare* sind belegt.

[2]) Vgl. auch Mussafia Rom. XVIII, S. 530 A. 1.

füfse in allen Formen einen Vokal erhält, der ursprünglich
ends berechtigt war, kommt ja vor: z. B. *plier*. Aber hier
d eine wichtige Gruppe formähnlicher Verba als Ver-
lerin zur Verfügung: *prie* — *proiier*, *nie* — *noiier*, *sie* —
r und die Sache ist nicht ohne vielfache Schwankungen
Abweichungen der einzelnen Mundarten vor sich gegangen.[1])

§ 59. Dann aber befriedigt keineswegs die Horning'sche
ung von *richoise*, *prooise* Z XXIV 549. Diese seien halb-
rte Bildungen. Es ist schade, dafs Horn. sich über das
en solcher halbgelehrter Bildungen nicht näher ausge-
hen hat, denn es ist ein unklarer Begriff, unter dem man
allerhand denken kann: 1. spätere Anbildungen französischer
er an die lateinischen Etyma. Das ist ja mannigfach
t, z. B. *arare* für älteres *arer*, Suffix *-abilité* für älteres
té u. s. w. Daran ist hier nicht zu denken, weil das Suffix
r Form *-eise* zum mindestens ebensoweit von der lat. Grund-
entfernt war als in der nach Horn. korrekten Gestalt *-ece*.
örter die bereits in sehr alter Zeit aus der Büchersprache
e Volkssprache übernommen sind, wie etwa *siecle* oder
, die auf ein bereits vulgärlat. *saeculu* zurückgehen müssen,
aus der lateinischen Literatursprache übernommen wurde.
ist aber eben notwendig, dafs das Wort in der lateinischen
atursprache vorhanden ist und das war bei *richoise*, *prooise*
nicht der Fall. Wären diese beiden Bildungen nicht so
nzelt, beständen daneben **leoise* (*laetitia*), **duroise* (*duritia*)
dgl. in ziemlicher Anzahl, so könnte man sagen, das Suffix
n diesen Worten gelehrt oder halbgelehrt und von hier
auf jene zwei übertragen. Das ist aber eben auch nicht
Fall.

Wir werden ferner unten sehen, dafs auch die Wörter
ise und *aiguise* (§ 63) so wie die Ortsnamen (§ 65 f.) sich
mit Hornings Theorie vereinigen lassen.

§ 60. In Anbetracht des Umstandes, dafs sich die ge-
ten Fälle von nachtonig *-tį-* zu *iz* nicht aus der Welt
fen lassen, andrerseits in vielen andern, den von Horn. an-
rten, derselben Verbindung unzweifelhaft frz. *ç* entspricht,

[1]) Genaueres über den Gang dieser Entwicklung ML II S. 228 f.

wäre diese Doppelentwicklung so recht eine Erscheinung, die uns an der Gesetzmäfsigkeit lautlicher Entwicklung zweifeln liefse (§ 11 b), wenn nicht der von mir vorgeschlagene Ausweg, wie ich meine, alle Schwierigkeiten behebt und auch mit den übrigen Voraussetzungen der Sprache — der sonstigen Gleichheit in der Entwicklung vortoniger und nachtoniger Konsonanten — im Einklang steht.

Was das Suffix *-iti̯a* anbelangt, so wäre also **pigrit'a* > **pareise* die eigentlich volkstümliche, **pigrit'i̯a* > *parece* die gelehrte Entwicklung (vgl. die Schreibung *duretie* = *durece* Fragm. Val.). Die Formen hätten ursprünglich neben einander bestanden, verteilt etwa nach Bildungsklassen. Damals hätte das Volk zu *riche prou*: *richoise prooise* gebildet, die in der Sprache der Gebildeten keine stammgleichen Entsprechungen hatten: *divitias*, *virtute* etc. Da nun abstrakte Begriffe im Munde der Gebildeten häufiger sind als im Munde der Ungebildeten, nahm das Volk jene gebildeten Formen für die seinen auf, dort wo sie an die bekannten Stämme anknüpften.

§ 61. *-t'i̯u -t'i̯a* müssen auch dort zugrunde liegen, wo es sich um spätere Bildungen handelt, wo ein Suffix *-i̯u*, *-i̯a* an einen Stamm mit *t* getreten ist, nachdem sonstiges *ti̯u ti̯a* schon zu *t'u t'a* geworden war. Vielleicht bemühte man sich noch anfänglich bei solchen Bildungen rein dentales *t* zu sprechen, also wirkliches *ti̯u ti̯a*, das aber doch auch mit der Zeit zu *-t'i̯u -t'i̯a*, *-z -ce* werden mufste. Dasselbe gilt wohl von einer Reihe von Fällen wo das Grundwort auf *-t* daneben stand und folglich die Ableitung noch fühlbar blieb. So blieben in dem früher erwähnten Dialekt von Gaye *gvitiêm* (huitiême) *trãtiêm* unangetastet und wurden nicht zu **gvit'êm*, **trãt'êm* weil *gvit*, *trãt* daneben besteht. Auch das *k* in *pike marke* (piquer marquer) wurde nicht verändert, wegen der daneben bestehenden Formen *pik*, *mark*, *pikõ*, *markõ* etc.

Hierher gehört also ein grofser Teil der von Horning angeführten Fälle, spätlateinische Weiterbildungen, die im Georges fehlen; das tonlose Suffix *-i̯u i̯a* war ja, wie die Arbeit von Thomas, Rom. 1896, 381 f. beweist, wenigstens in den ersten Jahrhunderten n. Chr. noch recht fruchtbar. Hierher also **arbutia* zu *arbutu* prvz. *arbousso*, das wohl nichts mit dem Adjektiv

arbuteus zu tun hat; **birotiu*, *-a* woher ostfrz. provz. *bro*, *berosse* etc., Ableitungen nach dem Muster der bereits lateinischen *biclinium*, *biennium*, *bimammius*, *binoctium*, *bipalium*, *bisaccium*, *bisellium*, *bisextium*, *trihorium*, *tripatinium*, *quadrifinium* etc. wozu auch spätlat. **bilancia* > *balance*, **tridentium* (ML II, § 404) und vielleicht noch manches andre gehört. Solche spätlateinischen Bildungen, etwa aus dem 4.—6. Jahrhundert müfsten auch die von Horn. angesetzten **cotea*, **retium*, **vitiu* u. *-a* (als Substant.), **gluteu* sein, für die ich z. T. eine andere Deutung aufgestellt habe. Zöge man aber vor, *arbousso*, *viz* u. *vice* aus den schon lateinisch belegten Adjektiven abzuleiten, so verstünde sich ohne weiteres, dafs das Danebenbestehen von *arbutu*, *vite* den Wandel von *tįu* > *t'u* aufgehalten und *tiu* längere Zeit bewahrt habe.

Hierher wird wohl auch *söuz* gehören, wenn das Etymon **segutius* das richtige ist (vgl. die Schreibung *seusium*, *siusium* Leg. Alam. 112, 3), ferner *blaice*, wenn es von **blatea* stammt.

§ 62. Derselbe Grund, das spätere Datum der Ableitung, kommt wohl bei allen jenen unregelmäfsig entwickelten Zeitwörtern mit Suffix *-iare* in Betracht, die in der lateinischen Literatursprache sämtlich nicht belegt sind. Diese kennt die Bildungsweise überhaupt erst in vereinzelten Fällen wie *propiare*, *abbreviare*. Von den nicht belegten Bildungen werden ja manche älter, manche jünger sein; man kann aber wohl mit Sicherheit behaupten, dafs sie alle erst der nachklassischen Periode angehören, wodurch die späteren Schriftsteller, die sie bei den tonangebenden Autoren nicht gefunden haben, sich scheuten, sie zu gebrauchen. Selbst aber bei den älteren Ableitungen wird das Danebenbestehen des Simplex wieder die Verschmelzung des Stammauslauts mit dem *į* häufig längere Zeit aufgehalten haben.

So also provz. *trissar* neben *trisar* (analog in den heutigen Mundarten) zu *tritu* > *trit*. (Daneben auch unerklärte Formen mit *u* im Stamm *triussar*, *triuzar*). Hierher die Formen aus **minutiare*, **acutiare* etc., die Horning XVIII Seite 237 f. aufzählt, dort wo sie den tonlosen Laut unter Bewahrung des Zwischenvokals aufweisen. Hierher gehört auch **rutiare*, wenn norm. *ruchié* davon kommt.

Ebenso werden **atitiare* (wovon frz. *atisier*, seltener *aticier*) und frz. *enticier* jüngere Bildungen von einem Stamm sein, von dem auch das belegte lateinische *titio* kommt, und zwar ist jedenfalls von den beiden *atitiare* das ältere Wort, da es über die ganze Romania verbreitet ist. Freilich läſst sich über die Art und Weise der Bildung, nichts näheres sagen, da das Grundwort unbekannt ist; vielleicht ist es ein **titu;* wahrscheinlicher ein **titi *titiu*, eine onomatopoetische Bildung, die das eigentümliche „Singen" der Glut nachahmen soll (vgl. *titiare* in der Bedeutung 'zwitschern' bei Georges). Unter dieser Voraussetzung würde sich das längere Verbleiben des zweiten *i* aus dem Gefühl für Reduplikation gut erklären, vgl. Grammont, Dissimilation conson. S. 162ff.; Litbl. 1902, Sp. 124.

Eine jüngere Ableitung zu *cote* wird auch das von Horn. erwähnte *cotiariu* sein.

§ 63. Was speziell das Verbum *menuisier* und Subst. *menuise* = lat. *minutia* betrifft, so scheint mir ausgeschlossen, daſs in den Gegenden, wo der tönende Laut besteht, wo also der Zusammenhang mit *minutu* > *menu* nicht so fühlbar war, daſs er die Scheidung von Stamm und Endung noch längere Zeit hindurch bewirkt hätte wie es im Normannischen der Fall war, das *iz* aus den endungsbetonten Formen in die stammbetonten verschleppt sei. Denn bei diesem Verb ist ja, worauf G. Paris aufmerksam gemacht hat, der tönende Laut überhaupt in den endungsbetonten Formen nicht lautgerecht; diese waren ja ursprünglich *mincier* etc. und eine Flexion wie sie bei *adjutare, adrationare* in historischer Zeit erhalten ist, muſs auch hier ursprünglich bestanden haben: *menuise : mincier.* Dieser Sachverhalt scheint auch von Horn. anerkannt zu werden, da er beide Verba auf *minutiare* zurückführt Z. XVIII 238. Es ist hier also umgekehrt der tönende Laut der endungsbetonten Formen als Eindringling aus den stammbetonten zu erklären. In jenen war der tonlose vollkommen berechtigt, da die Synkope des *u* vor der 4. Epoche (§ 56) eingetreten ist.

Ebenso wird auch *aiguiser* seine Gestalt im Gegenteil den stammbetonten Formen verdanken; die endungsbetonten hatten ja ursprünglich **acier* (aus **actįare*) lauten müssen, da dies Wort wie seine Verbreitung beweist, nicht eine erst späte Ableitung

von acutu sein kann. Dieses *acier liegt vielleicht vor in afrz aacier,[1]) das man jedoch mit demselben Recht auf *adaciare zurückführen kann, wie es Thomas (Mél. d'Et. franç. 1 f) tut.

§ 64. Ernstliche Schwierigkeiten scheinen die beiden Wörter *capitium* und *puteus* zu machen. Was das erste Wort betrifft, so bedeutet es im lat. ein für Frauen bestimmtes Kleidungsstück, das den obern Teil des Körpers (Brust und Schultern) umschliefst oder aber den obern Teil des Kleides, der an den Schultern anliegt und durch den der Kopf herausgesteckt wird (vgl. eine ähnliche Doppelbedeutung bei dem deutschen Wort 'Kragen'). Der letztere Sinn lebt in den romanischen Sprachen fort, daneben haben sich noch andre entwickelt: besonders häufig bezeichnet das Wort einen Teil der Pferderüstung, des Zaumes, vielleicht deshalb weil die *chevece* oder der *chevegon* in seiner ursprünglichen Gestalt das Maul des Tieres umfaste und nur den äufsersten Teil desselben hervortreten liefs wie der Kragen den Kopf. Ein Suffixtausch mit *-icia* ist ausgeschlossen durch das italienische *cavezza*, in der älteren Sprache auch *capezza*. Es ist aber zu bedenken, dafs das Wort offenbar ein Kulturbegriff ist, der sich nicht sogleich mit der lateinischen Sprache überallhin zu verbreiten brauchte, so dafs bei diesem Wort jene Entwicklung der Gruppe *-ti-*, die wir als sekundäre kennen lernten, sehr gut begreiflich ist. Es mag dazu kommen, dafs man das Wort — fälschlich der richtig — als Ableitung zu *caput*, *-itis* fühlte, was wie n den früher erwähnten Fällen das *t* halten mufste.

Ähnliche Erwägungen mögen auch die auffällige Gestalt s Worts *puteus* im Französischen erklären. Provenzalisch ltet es vollkommen korrekt *potz* ('in otz estreit' Stengel, z. Gramm. 58,31). Im frz. nun findet sich *puiz*, dazu *puisier*, blofs durch sein *ü* auffällt, und wie es scheint besonders Norden *puz*, dazu *pucier*, das aufserdem die Entsprechung ç aufweist. Wir werden wohl annehmen können, dafs sich Form des 'Schöpfbrunnens' (vgl. *puisier* 'schöpfen') sich gleichzeitig und gleichmäfsig mit der Römerherrschaft e entferntesten Grenzen des Reiches ausdehnte. Noch lossar des Placidus hält es für nötig das Wort zu er-

---

[1]) Vgl. prov. *s'agusa li dent* wie altfrz. *aacier les denz*.

klären: *putei loca defossa ex quibus hauriuntur aquae et sunt masculini* CGlLV 96_2 139_{16}. Wenn man derartige Brunnen vielleicht auch in den Landhäusern der Reichen grub, so wird sich das niedere Volk in den meisten Gegenden noch lange mit dem 'Quellbrunnen' (*fontana* > *fontaine*) beholfen haben. Es ist also auch hier leicht begreiflich, dafs das Wort, je ferner vom Zentrum desto mehr, von der mehr schriftmäfsigen Aussprache der Gebildeten beeinflufst ist.

§ 65. Bei so verwickelten Verhältnissen hatte man schon seit längerer Zeit seine Zuflucht zu den Ortsnamen genommen, von denen schon verschiedene in die Debatte gezogen wurden. Es kam also sehr erwünscht, dafs L. J. Juroszek eine genaue Durcharbeitung des Ortsnamenmaterials in Bezug auf die jodhältigen Konsonantenverbindungen unternahm (Z XXVII 551 ff., 675 ff.). Leider hat aber die fleifsige Arbeit unsere Erwartung in diesem Punkt nicht befriedigt. Als Ergebnis seiner Untersuchungen kommt nämlich Juroszek auf die Feststellung, dafs jene Ortnamen, die die weibliche Endung aufweisen, die Regel *ti̯* > *is* bestätigen: *Corrèze, Decise, Cuise,* die mit männlicher dagegen durch das Fehlen des epenthetischen *i* auf die Entwicklung *ti̯* > *ç* (*z*) weisen: *Bouret, Cornu, Limetz.* Die angeführten sechs aber sind die einzigen beweisenden, die er hat finden können. Nun sind aber von den drei die *ti̯* > *ç* aufweisen, mindestens noch zwei als nicht beweiskräftig zu tilgen. *Cornu* (geschrieben heute *Corps-Nuds*) fällt in den Westen Frankreichs, in ein Gebiet, wo die Mundart durchwegs *ui* zu *u* entwickelt hat, so dafs es auch auf einem ursprünglichen *Cornuis* beruhen könnte. Es liegt in der Haute-Bretagne, von deren Dialekten Dottin-Langouët im Glossaire du parler de Pléchâtel sagen (S. XXXIV): l'*u* roman suivi d'une palatale a donné en Haute Bretagne une diphthongue descendante *üi* dont le second élément semble avoir disparu presque partout: *frü fruit, lü lui, portü pertuis, sü suie.* Die Ausnahmen, die hier konstatiert werden, finden sich durchwegs nach labialen Lauten. *Limitium* taucht erst in der Karolingerzeit auf, wo also von allem Anfang an *ti* blofse Schreibung für *ci* sein oder auch jüngere Weiterbildung zu *limit-* vorliegen kann; aber selbst wenn es eine ältere Gründung und die Schreibung *ti* richtig

ist, so würde *Limetz* nichts beweisen, solange man die Lautung in der Zwischenzeit nicht kennt, für die wir dann *Limeis* oder *Limois* zu erwarten haben; denn es liegt hart an der *ei- oi-*Grenze, und ich kann nicht entscheiden, zu welchem Gebiet es gehört. Aus *Limeis* hat sich *Limę* ohne weiteres entwickeln können, aber auch aus *Limois* zur Zeit, wo ein Teil der *oi* zu *ę* wurde. Es bleibt das einzige *Bouret* (*sur-Canche*), das auf ein *Botritium* zurückgeführt wird. Da aber die Quelle der lat. Form leider nicht angeführt wird, so bleiben berechtigte Zweifel, ob die Schreibung wirklich als Beweis eines ursprünglichen *ti* angesehen werden kann.

§ 66. So bleibt denn gegenüber diesem einen zweifelhaften Namen *Decetia Curretia Cotia*, die die von mir angenommene Entwicklung bestätigen. Wenn aber diese drei Ortsnamen, die schon früher Gegenstand der Diskussion waren, jedenfalls keltischen Ursprung haben, und sich Horn. mit der Annahme zu helfen sucht, dafs keltisches *tį* nicht in gleicher Weise behandelt werden mufste als lateinisches (Z XXIV 554), so ist das vollständig ausgeschlossen bei den häufigen Ortsnamen, die auf *Sarmatia* zurückweisen. Horning will glaublich machen, dafs es eine spätere Bildung sei, „wenn das Substrat wirklich *Sarmatia* ist, denn Einfälle der Sarmaten in Gallien sind historisch nicht bezeugt“ (Z. XXIV 551); natürlich, auch nicht solche in das spätere Frankreich; es wird auch niemand annehmen wollen, dafs die Ortsnamen von solch feindlicher Bevölkerung stammt, die sich dort angesiedelt hatte. Leider folgt Juroszek in dieser merkwürdigen Argumentation Horning blindlings.

Und doch hatte G. Paris, der zuerst auf diesen Namen aufmerksam machte (auch auf *Wormatia* > *Gormaise*), schon den Weg zur richtigen Deutung der Ortsnamen angegeben. Rom. 1890, S. 475 f. kommt er in Anschlufs an Stellen in dem bekannten Buch von d'Arbois de Jubainville auf die Ortsnamen *Marmaigne, Allemagne, Sermaise, Alaine*[1]) zu sprechen und sagt: Ces noms désignent les territoires assignés aux Marcomans, aux Alamans, aux Sarmates transportés dans l'empire. Tatsächlich sind solche

[1]) Dazuzufügen wäre *Gandaille* (Wandalia), *Gouze Guise* (Gotia) und vor allem der häufige Ortsname *France.*

Translokationen nur zur Zeit des römischen Kaiserreichs und die der Sarmaten nur vor der definitiven Trennung des ost- und west-römischen Kaiserreiches annehmbar. Von solchen Ansiedlungen weifs uns ja die römische Geschichte genug zu berichten: teils Landesüberweisungen zur Belohnung für geleistete treue Dienste, teils Strafkolonien gebildet aus Angehörigen besiegter kriegerischer Völker, manchmal auch Heimstätten für solche, die, Hilfe vor fremden Völkern suchend, im römischen Reiche gastlich aufgenommen wurden. So hat bekanntlich schon Mark Aurel 3000 Naristen, einen markomannischen Volksstamm, in die Nähe von Ravenna verpflanzt, da sie sich aber auflehnten, mufsten sie in andere Gegenden geführt werden, man weifs nicht genau wohin.[1]) Von Commodus, der nach der Beendigung des Markomannenkrieges so viele Markomannen ins römische Heer aufnahm oder von Kaiser Aurelian, der hundert Jahre später mit den Markomannen zu kämpfen hatte, sind, soweit mir bekannt, ähnliche Mafsregeln nicht überliefert, jedenfalls aber nicht ausgeschlossen. Von Probus wurden „grofse Massen der überwundenen Germanen (Alamannen und Franken) als gezwungene Ansiedler nach Gallien und vor allem nach Britannien gesandt".[2]) Dieser Kaiser scheint überhaupt das Mittel geliebt zu haben. Es wird uns noch von anderen Ansiedlungen berichtet, die er, jedoch z. T. mit ungünstigem Erfolg, angeordnet hatte.[3]) Eine weitere Periode, wo das Verfahren sehr beliebt war, war die des Diokleziau, seiner Teilherrscher und unmittelbaren Nachfolger. Unter Dioklezian wurden bereits grofse Mengen von Sarmaten und anderen Barbarenvölkern angesiedelt,[4]) das wiederholte sich unter Konstantin.[5]) Von derartigen Sarmatenkolonien in

---

[1]) Mommsen röm. Gesch. V. 216.

[2]) Ebda 152.

[3]) Centum milia Basternarum in solo Romano constituit, qui omnes fidem servarunt; sed cum et ex aliis gentibus plerosque pariter transtulisset, id est ex Gipedis, Grauthungis et Vandulis, illi omnes fidem fregerunt etc. Vopisc. Prob. 182.

[4]) Dahn, Urgesch. II 249.

[5]) Excerpta Val. § 33: in Sarmatas versus est, qui dubiae fidei probantur, sed servi Sarmatarum adversum omnes dominos rebellarunt, quos pulsos libenter accepit et amplius trecenta milia hominum mixtae aetatis per Thraciam Scythiam Macedoniam Italiamque divisit.

Gallien wird freilich, soviel ich sehe, nichts berichtet[1]); aber über derartige Details der damaligen Geschichte sind wir ja überhaupt nur sehr mangelhaft unterrichtet, von den wichtigsten Ereignissen der Völkerverschiebung erfahren wir nur so nebenhin; den Chronisten und Panegyrikern kam es nur darauf an, möglichst viel Lob auf ihren Kaiser zu häufen; was konnte ihnen daran gelegen sein zu berichten, wohin diese Kolonien dirigiert wurden? Ferner erfahren wir, dafs zur Zeit des Dioklezian Franken aus Batavien weggeführt und in Belgien und Nordfrankreich angesiedelt wurden,[2]) später von Constantius Chlorus auch sonst in Gallien.[3]) Constantius Chlorus hatte aber auch mit den Alemannen Kriege zu führen, es ist also sehr wahrscheinlich, dafs er sich gegen sie ähnlicher Mafsregeln bediente. Unter Theodosius wurden dann Alemannen in Oberitalien, in der Po-Ebene angesiedelt.[4]) Noch später fallen jedenfalls die Ansiedlungen der Alanen. Von diesen wissen wir, dafs 406 eine Gruppe in römische Dienste trat und dafür an der Loire Land erhielt.[5]) Sie kämpften dann in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern gegen die Hunnen mit. Mit diesen Alanen dürfte der Ortsname *Allaines* (auf der Strafse von Orléans nach Chartres) zusammenhängen. Übrigens wissen wir, dafs in jenem grofsen Kampf zwischen Römern und Hunnen auch Sarmaten auf der Seite der ersteren standen.[6])

Nach alle dem kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dafs jene Ortschaften auf Gründungen aus der Römerzeit zurückgehen. Dann aber stammen die Namen *Sarmazes* (1), *Sermaise* (6), *Sermaises* (1), *Sermaize* (1), *Sermoise* (4), daneben *Sermizelles* (Yonne), *Sermerolles* (Eure-et-Loir, 1273 in der

[1]) Auf die in der vorigen Anm. erwähnten italischen weisen die Ortsnamen *Sarmasa, Sarmassa, Sármata, Sármato, Sarmazzano* (?), *Sarmede* in Oberitalien.

[2]) Dahn Urgesch. II, 247.

[3]) Ebda. 248.

[4]) Ebda. 372.

[5]) Dahn Urgesch. I, 222.

[6]) Dahn Urgesch. I, S. 359. Es wäre eine interessante Arbeit, aus den Ortsnamen von Gallien und anderen Provinzen eine Völkerkarte des Altertums zusammenzustellen. Berufeneren mufs ich überlassen zu konstatieren, ob auch Ortsnamen wie *Mortaigne* aus *Mauretania* (7 Orte) und *Aiffres* (Deux-Sèvres) aus *Africa* von solchen Kolonien stammen können.

Schreibung *Sarmesolles* begegnend) u. ä. nicht von den Coloni selbst, die ja wohl ihre Heimstätten unter sich mit einem aus ihrer Sprache entnommenen Wort bezeichnet haben, sondern von der umwohnenden romanisierten Bevölkerung. Eine Schreibung *Sarmasia* wie sie für einen Ort im Départem. Yonne 877 oder für *Sermoise* (Nièvre) 903 begegnet, beweist höchstens, dafs man damals von den Sarmaten und über die Entstehung der Orte nichts mehr wufste; denn damals war gewifs längst *-si-* und *-ti-* in einen Laut zusammengefallen, so dafs man sich also bei der Latinisierung der Namen irren konnte.

§ 67. Dabei will ich nun gar nicht bestreiten, dafs, *ti̯ ci̯* tatsächlich in gelehrten Wörtern zum tönenden Zischlaut hat werden können. Im Gegenteil halte ich dies für die meisten Gebiete, für die Horning 545 ff. Beispiele bringt, für äufserst wahrscheinlich, nämlich für das nordital., provenz., katal., spanische, wohl auch Sassari. Es handelt sich dabei um entschieden gelehrte Wörter, die in einer ziemlich späten Sprachperiode rezipiert wurden. Um den Vorgang zu verstehen, mufs man sich blofs vor Augen halten, dafs das Lateinische, wo es als Gelehrten- oder Kirchensprache neben der Volkssprache weiterlebt, immer in gewissem Grad den Gesetzen der betreffenden Volkssprache folgt. So wurde *u*, z. B. in lat. *dominus*, in Frankreich wie *ü*, *c* vor *e*, *i* je nach den Gegenden als *tse tše se* gesprochen, so wird *bonus* das zur Zeit des mhd. vermutlich noch mit der richtigen Quantität des *o* gesprochen wurde, heute in den Lateinschulen fast durchwegs als *bōnus* gelernt. Es konnte also sehr gut auf jenen Gebieten, wo tonlose Explosiva zwischen Vokalen tönend wurde, diese Veränderung auch *servitium*, gespr. *servi*^{t}*süum* ergreifen, da jenes ^{t}*s* nach roman. Artikulationsweise einfache Explosiva war. Der Einwand, dafs dann auch einfaches intervokalisches *t* in *latus* etc. in der Schulaussprache hätte zu *d* werden müssen, wird hinfällig, da die Scheidung von *t* und *d* in jenen Fällen durch die verschiedene Geltung der entsprechenden Zeichen im Anlaut bewahrt blieb, resp. wiederhergestellt wurde, wenn sie irgendwo für einen Moment aufgegeben worden war. *-ti-*$^{\text{Vok.}}$ dagegen war eine Buchstabenverbindung, die ihre eigentümliche traditionelle Aussprache hatte; im Anlaut entsprach ihr nichts

ähnliches und keine entsprechende tönende Verbindung stand ihr zur Seite, da *odium* wohl immer wie heute in der Schulaussprache mit rein dentalem *d* gesprochen wurde. Jene Schulaussprache des *ti* als *tsi̯* war aber wohl eine Überlieferung aus noch römischen Zeiten, als die Gebildeten zwischen dem volkstümlichen *pigritsa* (aus *pigrit'a*) und dem schriftgemäfsen *pigritia* durch eine kontaminierte Aussprache *pigritsi̯a* zu vermitteln suchten, wobei jenes *i̯* sich dann im Lauf der Zeiten unter dem Einflufs der Schrift und der Grammatiker, die das Wort für viersilbig erklärten, zu einem vollsilbigen Vokal entwickelte.

Wenn sich ähnliches nun auch in Gegenden findet, wo der Wandel des tonlosen Explosivlauts zum tönenden nicht durchwegs Regel ist, wie in Sizilien, wo also die volkstümlichen Worte zeigen, dass man, wenigstens nachtonig, im Stande war, intervokalisch tonlose Laute zu erzeugen, so mufs entweder die Aussprache mit tönendem Laut von Lateinlehrern und Lateinschulen verschleppt sein, oder aber was wahrscheinlicher ist, die entsprechenden Wörter müssen aus der Volkssprache einer andern Gegend, die jene Fremdwörter früher rezipierte, entlehnt sein. Ich weifs wenigstens keinen andern Weg die sizilianischen Worte wie *giustiżia*, *sirviżu*, *sażerdotu*, *spiżiali* zu erklären.

In den anderen Gebieten aber konnten direkt die entsprechenden Worte aus der lat. Schul- und Gelehrtensprache, die ja bereits die tönenden Laute aufwiesen, in die Volkssprache übernommen werden, doch Worte wie *servitsium* immerhin nur dort, wo proparoxytone Betonung nicht von vornherein ausgeschlossen war. Trotzdem wäre möglich, dafs es auch seinerzeit in Nordfrankreich geschah, da ja wohl diese Betonungsart in der ältesten Zeit noch nicht völlig verbannt war.

§ 68. Dennoch möchte ich das nordfr. Suffix *-ise* (fem.) nicht so erklären.[1]) Mit diesem *-ise* hat es nämlich sein eigentümliches Bewandtnis. Sehen wir von ganz vereinzelten

---

[1]) Auch nicht den Heiligennamen *Saint-Pancrais(e)* neben häufigerem *Saint-Pancrace.* Es läfst sich wiederholt bemerken, dafs die Heiligennamen ihre Endungen an andere angleichen, sofern diese im lat. ähnlich gesprochen sind. Für *S. P.* käme *Saint-Gervais* (*Gervasius*), *Saint-Protais* (*Protasius*), *Saint-Caprais(e)* (*Caprasius*), *Saint-Blaise* (*Blasius*) in Betracht. Vgl. auch die Schreibung *Saint-Calais* f. *Carilephus.*

Fällen ab, wo in späterer Zeit ein *-ise* neben *-ece* erscheint und wo es sich offenbar um individuelle Versuche handelt, die französische Lautform der lat. näher zu bringen (Godefr. hat z. B. einmal *letise*, einmal *grandise* belegt neben dem so häufigen *leece grandece*), so läfst sich nämlich gar nicht ersehen, was der Anknüpfungspunkt zwischen dem lat. Suffix und dem franz. gewesen sein soll. Das einzige frz. Wort, das einem lateinischen auf *-itia* entspricht und das von Anfang an die Form *-ise* (fem.) mit Regelmäfsigkeit aufweist, scheint *justise* zu sein. Das ist nun etwas wenig, um das Weiterwuchern eines gelehrten Suffixes zu erklären, zu einer Zeit wo bereits andere Suffixe in ziemlicher Anzahl für die gleiche Funktion vorhanden sind. Nun hat aber gerade *-ise* eine ganz eigentümliche Gebrauchsart, tritt zu Verbal-, Partizipial-, und Substantivstämmen (worauf Horn. selbst XXIV 548 aufmerksam macht) bedeutet oft eine Handlung, einen Akt, — auch wo es von einem Eigenschaftswort abgeleitet ist, häufig mehr den Akt, worin sich die Eigenschaft zeigt, als die Eigenschaft selbst (*faire recreantise, apertise* etc.); alles Dinge, die sich schwer erklären lassen, wenn man annimmt, sie seien alle nach dem Muster *just(e)*: *justise* von ihren Stammwörtern abgeleitet worden. Horn. meint zwar dafs „bei einem derartigen halbgelehrten Produkt das richtige Gefühl für die Bedeutung und Verwendung desselben abhanden gekommen“ sein könnte; aber doch nur dann, wenn es in dieser Hinsicht widersprechende oder durch den jeweiligen Sprachzustand nicht mehr klar zum Bewufstsein kommende Verhältnisse gibt, nicht aber dort wo ein einziger Fall vorhanden ist, in dem Substantiv und Adjektiv so klipp und klar nebeneinander stehen. Ich denke also an anderes.

Ich glaube nämlich dafs ein Teil der Fälle, u. zw. der älteste der eigentlich volkstümlichen, Partizipialsubst. auf *-itia*, abgeleitet von Partizipien (Partizipialadjektiven) auf *-itus* darstellt. Aus der Zusammenstellung M L II § 405 geht hervor, dafs das Suffix *-ĭa* zur Ableitung von Adjektivabstrakten in späterer Zeit noch vollständig in Kraft gewesen sein mufs; spätlat. *fortia*,[1]) **grossia*, **strictia*. Tritt die Endung zu den schwachen Partizĭpien, so mufs *-atia, -itia, -utia* entstehen, vgl. *privaise*

[1]) Z. B. Pard. Dipl. I, 376 (a. 675).

aus **privatia*, schon lat. *minutia, indutiae, argutia.* Die Bildung *-ĭa* scheint nach den von ML angeführten Belegen besonders in Nordfr. einen günstigen Boden gefunden zu haben. Behaupten konnte sich das Suffix allerdings selbständig nicht, wohl aber wenn es in Verbindung mit stammhaften Teilen war; so hat es sich ja in Verbindung mit dem andern Partizipialsuffix *ant-ent-* in der Form *-ance, -ence* bis auf den heutigen Tag fruchtbar erhalten. Für das Weiterbestehen von *-aise* und *-uise* waren allerdings die Verhältnisse nicht günstig, für *-aise* nicht, weil sich das *a* im Part. und den meisten andern Verbalformen nicht als *a* hielt und so der Zusammenhang mit der Stammform gelöst wurde, für *-uise* nicht, weil die Zahl der *-utu-* Partiz. anfänglich gering war und die wichtigern neu geschaffenen fast durchwegs nicht adjektivische Funktion hatten, aufserdem der Zusammenhang zwar mit dem Part., aber nicht mit den übrigen Verbalformen gefühlt werden konnte. In allen diesen Punkten stand es für die dritte Form, für *-ise*, günstig und so finden wir *-ise* in einer ziemlichen Anzahl von Fällen neben Verben auf *-ir*, oft direkt in der Bedeutung eines Verbalsubst.: *garantise* (*-dise*) zu *garantir* (*-dir*), *couardise* (zu *couardir*), *recreantise* (zu *recreantir*), *repentise* (zu *repentir*), *franchise* (zu *franchir*), *cointise* (zu *cointir*). Dazu gesellt sich vielleicht *covise* (zu *covir*) ein östliches Wort männlichen Geschlechts, wenn wir annehmen dürfen, dafs es erst durch späteren Einflufs seitens *servise juise* sein Geschlecht verändert hat, wie dort *malice* und *avarice* (?) wegen *-fice, vice*; die Nebenform *covoise*, die mit weiblichem Geschlecht überliefert ist, verdankt ihren betonten Vokal wohl der Anlehrung an *covoit, -ier*, während das gewöhnliche Wort *covoitise* vielleicht wieder einer andern Einmengung von *covoitier* in *covise* seinen Ursprung verdankt. Neben *richeise* findet sich auch *richise*, wohl weil es ein Zeitwort (*en*)*richir* gibt, aber neben *proeise* kein **proïse.*

Diese Bildungen, die vielleicht selbst wieder gröfstenteils analogisch zu verloren gegangenen ältern Bildungen geschaffen sind, genügen vollständig um die spätere Ausbreitung des Suffixes zu erklären. *Franchise*, zu *franc, franche* bezogen, erzeugt von begrifflich verwandtem *apert* und *gentil*: *apertise* und *gentilise* (mit einigen schwer deutbaren Nebenformen *genterise, gente*(*il*)*lise*); *recreantise* und *garantise* (mit Neben-

formen auf *-dise*), scheinbar von entsprechenden Partizipialsubst. und Adj. auf *-ant* kommend, ruft *manantise* (*-dise*), *reseantise* (*-dise*), *chalandise*, *marchandise*, später auch *gourmandise*, *fainéantise* hervor. Zu *couardise* neben *couart* gesellten sich *renardise*, *fetardise*, *bastardise*, *mignardise*; im gleichen Verhältnis wie die *reseantise*, *manantise* zum *reseant*, *manant* stand die *ostise* zum *oste*. Die zahlreichen Bildungen auf *-andise* erklärten vielleicht die merkwürdigen *amendise*,[1]) *demandise*, *comandise*, bei denen auch der Umstand mitgewirkt haben kann dafs sie als Parallelbildung zu *amendison* etc. gefühlt wurden, weil neben *garandise* ein *garandison*, neben *repentise* ein *repentison* steht, vgl. ferner gelehrte Paare wie *preface*: *prefacion*, *generace*: *generation* etc., von denen die erste Form auf den lat. Nominativ, die zweite auf den Obliquus zurückgeht; bildete man ja auch zu *condicion* ein vereinzeltes *condise* (s. Gdfr.) im Anschlufs an die Bildungen auf *-ise*. Auch *vantise*, *acointise* (wohl durch *cointise* mit beinflufst) stehen neben *vantison*, *acointison*.

Auf eine andere Parallelbildung hat schon Horning, Gesch. des lat. *c* S. 39 aufmerksam gemacht: neben *repentise* steht nämlich *repentie*, ein Partizipialsubstantiv, neben *cointise*, *garantise*, *couardise*, *recreantise*, *bastardise*, *renardise*, *fetardise*, *marchandise* stehen solche Subst., die aus dem gleichen Stamm mit Suffix *-īa* abgeleitet sind. Die Bedeutung war ungefähr die gleiche. Das mufste dazu führen, dafs auch zu andern Bildungen auf *-ie* solche auf *-ise* geschaffen wurden: zu *hantie*, *feintie* (nach *feintise* wohl dann das blofs bei Christine de P. belegte *craintise*), *maistrie*, *prestrie*, *sotie*, *estoutie*, *deablie*,

---

[1]) Steckt in *amende* 'Strafsumme' (vgl. DuC. s. *emenda*) wirklich das Verbalsubst. von *amender* und in letzterem wirklich nur das lat. *ēmendare*? Wenn auch der Bedeutungsübergang nicht gerade schwer zu erklären wäre, so glaube ich doch dafs ein anderes Etymon der Bedeutung noch viel leichter gerecht wird, nämlich *ĕmenda* zu *ĕmere*, nicht „das zu kaufende", sondern die Geldsumme, womit man Straflosigkeit, Sühne eines Vergehens etc. erkauft, sowie *vivenda* > *viande* dasjenige bedeutet, wovon man lebt, prvz. *miranda* den Turm, von dem man schaut, it. *chiudenda* den Gegenstand, womit man verschliefst etc. Dann wäre auch die Bildung *amendise* leichter zu begreifen da dann die Silbe *-end-* ursprünglich Suffix war wie bei *garandise*, *recreandise*; durch die Vermischung der beiden Verba 'Strafsumme zahlen' und 'verbessern' wären dann die später belegten Bildungen *demandise*, *commandise* ermöglicht worden.

seignorie, mignotie, truandie, ribaudie, paillardie. Übrigens war das Suffix nun schon so zahlreich, dafs es auch ohne derartige Anknüpfungspunkte neue Ableitungen zuliefs, so die jüngeren *enfantise, acortise, balourdise, bêtise* (dies wohl nach *sotise*) etc.; *fiertise* (zweimal in Guiart; noch heute in Morvan ML II, S. 521) ist entweder von einem Typus *fier *fierte* geschaffen (gebildet wie die dialektischen Feminina *süirt* zu *süir* etc.; vgl. *fiertoyer*) oder aber wahrscheinlicher nach einem Muster wie *apẹr* (geschr. *apert*): *apertizə.*[1])

Bei der Lebenskraft des Suffixes wird es begreiflich, dafs auch lat. Bildungen auf *-itia* statt durch *-ice* durch *-ise* wiedergegeben werden, wie in den zwei oben erwähnten Bildungen und sehr häufig in dem Wort *justise.* Hier kamen nämlich zwei begünstigende Umstände hinzu. Erstens dafs, offenbar im Mittellatein, das Wort meist nicht mehr eine dem Menschen beigelegte Eigenschaft, sondern eine Handlung, die diese Eigenschaft verrät oder daraus entsprungen ist, ausdrückt — man sagte *faire justise* (Rol. 498, 3904) wie man etwa *faire cuardise* (Rol. 3043) sagte — dann auch direkt die Gerichtsbehörde (z. B. in den Lois de G. d'Anglet.), zweitens dafs die Ableitung *justisier* daneben stand, die wohl ein volkstümlich entwickeltes **justitiare* darstellt, in welchem durch das Streben nach Deutlichkeit oder durch den Einflufs der stammbetonten Form der Zwischentonvokal sich gehalten hat (vgl. die Nebenformen *justesier, -eizier*).

§ 69. Ein Rätsel bleibt die Endung *-ise* mask. mit den alten Beispielen *servise juise.* Was ersteres betrifft, so kann danebenstehendes *servis* regelrechte Entwicklung eines **servītium* sein, in dem der betonte Vokal durch *servīre, servītum* hervorgerufen worden war; *servise* kann, wie Muss. ansetzt, Kreuzungsprodukt zwischen *servis* und gelehrtem *service* sein, oder aber auf einem kollektiven Plural *servitia* beruhen, der nicht notwendig ins Femininum übergegangen sein mufs (vgl. *joie* m. neben *joie* f.). Nach dem Muster *servis servise* konnte dann die gelehrte Bildung *juiz juice* umgebildet oder aber direkt entsprechend *judicium,* das ja in der Schulaussprache

---

[1]) Unklar ist mir bei dem spärlichen Vorkommen des Stammes in Nordfr. der Anknüpfungspunkt für *gaalise* (= **jaelise*) geblieben.

mit *servitium* reimte übernommen werden; ebenso *sacrificium* als *sacrefise* neben *sacrefice*. Für *juize* kann noch vom Einfluſs gewesen sein, daſs lat. *judicem* ursprünglich wohl lautkorrekt **juze* ergeben hatte, bevor es durch den Einfluſs des Verbs *jugier* in *juge* umgewandelt wurde.

Bevor ich diese Erörterung verlasse, möchte ich noch einmal betonen, daſs von der Richtigkeit der oben auseinandergesetzten Deutung von *-ise* (Mask. u. Fem.) keineswegs die Richtigkeit der von mir aufgestellten und wie ich glaube bewiesenen These: unbeeinfluſstes *ti̯* auch nachtonig > *is* abhängt.

§ 70. Jene Verzögerung durch Einwirkung der Stammwörter auf die mit einem *-i̯* Suffix gebildeten Ableitungen, die ich oben § 61, 62 mehreremal in Anspruch genommen habe, kommt überhaupt wie ich glaube häufig in Betracht wenn jotazierte Konsonantenverbindungen sich scheinbar ungesetzlich entwickeln, vgl. Z. f. frz. Spr. XXVI² 197. Aber nicht überall. Zwei der schwierigsten Fälle die schon wiederholt die Forscher beschäftigt haben, die Entwicklung von *oleum* und *hordeum* können auf diese Weise nicht erklärt werden.

Die auffällige Wiedergabe von *oleum* ist oft hervorgehoben worden z. B. ML I 439, Lttbl. 1899 Sp. 275. Ungemein auffällig ist die Übereinstimmung der romanischen Sprachen in der Behandlung des Wortes. Auch die Entlehnungen im Germanischen und Keltischen stimmen zu einer nicht palatalisierten Aussprache des *l*.

Was *hordeum* betrifft, so läſst sich die Abweichung von dem richtigen nicht überall sogleich erkennen. Einerseits fehlt das Wort auf einem Teil des roman. Sprachgebiets ganz, andrerseits haben wir keinen sicheren Beleg für die Lautverbindung, die hier vorliegt. Denn **virdia* nützt uns mit seinem auslautenden *a* an und für sich wenig, ist auſserdem in seiner Fortentwicklung sicher von dem Adj. *virdis* beeinfluſst, zu dem es ja Neutr. Plur. ist, wie schon sicher daraus hervorgeht, daſs sich nicht die lateinische Betonung *virídia* fortgepflanzt hat, sondern der Mittelvokal die vulgärlat. Synkope des Mitteltonvokals, die nur in den auf der Anfangssilbe betonten Formen berechtigt war, mitmachte. Allerhand Analogieschlüsse

lassen uns aber erraten, daſs die Entwicklung wenigstens im frz. prov. kat. fri. nicht die ist, die wir erwarten; welches von beiden italienischen Formen: *orgio* oder *orzo* die korrekte ist, muſs ich dahingestellt lassen. Dem prov. fri. entsprechende Formen bringt Ascoli aus Valmaggia bei: *ördi* neben *örz*.

Die sibilantische Aussprache für *d'* ist nämlich schon im 4. Jh. durch Grammatikerzeugnisse bewiesen (ML. Einf. § 134). Da aber ebenfalls bereits im vulgärlat. *di̯* nicht nur intervokalisch sondern sogar anlautend mit *j*, *z*, *g*^e,i zusammengefallen ist, so muſs man dasselbe notwendig auch für die nachkonsonantische Stellung annehmen. Dann ist aber eine Rückkehr zur Aussprache *di* kaum denkbar, wie sie fri. *uardi*, kat. piem. altpr. *ordi* neupr. *ordi u̯ẹrdi* u. s. w. voraussetzt. Das Gebiet mit erhaltenem *i* umfaſst nach Mistral heute die Provence, Auvergne, Rouergue, Béarn, auch Toulouse, während das nördliche Gascognische eine Form kennt die vielleicht die lautgesetzliche Entwicklung darstellt: *orch ors* und einem altprov. *orcs* (Aussprache?) zu entsprechen scheint, das ich allerdings bloſs gleichfalls bei Mistral gefunden habe. In Bordeaux, im Delphinat und den Alpen zeigen sich Formen mit *ž* und erhaltenem *e* oder *i*, die wohl von frz. Formen beeinfluſst sind.

Was allerdings *-rdi̯* auslautend im provz. hätte ergeben sollen, ist nicht klar. Wenn es mit *-ndi̯* ginge (ML I § 431), so vermutlich *ŕ ir*, aber natürlich ist das keineswegs sicher, denn daſs *nd'* sich leichter zu einem einheitlichen Laut verbindet, ist lautphysiologisch leicht begreiflich und geht aus dem frz. mit Sicherheit hervor. Würde jene Regel, daſs Konsonanten nach *au* wie nachkonsonantisch behandelt werden, für tönende Laute gelten, wie sie für tonlose gilt (vgl. *pauc, auca, gauta, pauta* ML I § 433 f) so hätten wir an *gaudiu* und *audio* sehr willkommene Belege. Nun zeigen aber die Reflexe von *audire, gaudere* die sehr auffällige Tatsache, daſs tönende Konsonanten nach *au* durchwegs wie die entsprechenden intervokalischen behandelt werden, d. h. *d* hier gerade so wie intervok. *d* in den verschiedenen Gegenden *d* bleibt, *z* wird oder ausfällt. Die Tatsache mag geeignet sein auf die Geschichte des Diphthongen *au* neues Licht zu werfen. Dem entsprechend geht auch, soweit ich kontrollieren kann, *gaudiu* durchwegs

mit *mediu* zusammen[1]) wo es nicht offenbar vom frz. beeinflufst ist. Die Form *gaudi* im Alt- und Neuprvz. ist aber ein Latinismus wie etwa prov. *odi* = *odium*.

Für nachtoniges *rd̆* käme ferner im prvz. und frz. die 2. u. 3. Pers. Sing., 2. Pers. Impt. gewisser Zeitwörter auf *-rgere* in Betracht: *surgit*: prov. *sors*, (3. Pl. *sorzo*) s. Rayn., *eysortz* (Levy III 242), frz. *surt* Rol. u. s. w., *spargit*: frz. *espart* s. Godfr., *tergit*: frz. *tert* Rol. Brut (2. Impt. *ter* Sept Sages) s. Godfr. *er(i)git*: prv. *dertz* St. Gr. 49_{33}, (3. Pl. *erzon* Sancta Fid. 143) u. dgl.; es ist aber klar dafs sie nicht viel beweisen, denn wäre eine Möglichkeit, die Formen *órdi*, *orge* als lautgesetzlich zu erklären, so wären doch jedenfalls Formen wie **sórdi*, **sorge* als von dem Verbalsystem zu weit sich entfernend früh beseitigt worden.[2])

Regelrechter als prvz. *ordi* scheint auf den ersten Anblick frz. *orge*, in der alten Zeit meist mask. (so noch wall. *wats*; das fem. erklärt sich leicht), zu sein. Für *-rdi̯* haben wir aufser *vergier* und *targier* (= prov. *tarzar*) kein Beispiel; dafs *rge* durch *rž* wiedergegeben wird, scheint durch *argent* sicher.[3]) obwohl sich dadurch *rge* von *lg* [illegible] und *nge* (*plangelam* > *plaignele*, *longe* > *loin*, wie *ndi* > *n*: *Bandium* > *Bouin*[4]) (*Vendée*), *Burgundia* > *Bourgogne*, *rotundiare* > *rooignier*)

---

[1]) *jari*, *jaris* im Evang. Joh. s. Lévy Suppl.-Wb. sub *gang*) wird wohl *jaui*, *jauis* zu lesen sein, also einer Form *miei* entsprechen.

[2]) Auch mit den aus *[illegible]* und *porgere* herrührenden frz. Formen ist nicht viel anzufangen. Z. XXIV. 88 f.

[3]) Die Ortsnamen lassen hier ganz im Stich. Juroszek l. c. 679 ff. hat allerdings eine grofse Reihe Ortsnamen zusammengestellt, wo einem vortonigen *di̯* nach Konsonant *z* entspricht und hält dies für die lautkorrekte Wiedergabe. Aber es sind lauter Ortsnamen auf *-acu* wie *Jucundiacu* u. dgl. Das können aber spätere Bildungen sein (tatsächlich ist kein Beleg aus der Römer- oder Merowingerzeit vorhanden), wo nicht *-acu*, sondern *-iacu* antrat: *Jucund-iacu* zu *Jucundus*. Es ist nun klar dafs *di̯* solcher Späterbildungen nicht mehr behandelt werden konnten, wie lat. *-di̯-* das bereits im 4. Jahrh. palatalisiert war, sondern, entsprechend *tj* (in gelehrten Wörtern) > *ts*, zu *dz* werden mufste. Das tatsächlich *-iacu* zur Ableitung verwendet wurde, beweisen die ebendort zitierten Ortsnamen *Landoldiacu*, *Fulcoldiacu*, die von germ. Namen abgeleitet sind. Nachtonig bringt Juroszek nur Namen auf *-ndi̯-*.

[4]) Lindström, anmärk. till de obet. vokal. bortf. etc. S. 36. Diesem Wort gegenüber dürfte *Compiègne* auf *Compendia* beruhen.

trennt. Aber dennoch ist es zum mindesten unwahrscheinlich dafs ein Stützvokal erforderlich war, da *Martius*, *tertius*, *merce* ohne solchen zu *marz*, *tierz*, *merz* werden.

§ 71. Mit diesem auffallenden Worte hat sich denn auch Ascoli (Arch. gl. IX 382) beschäftigt, der es bereits mit *oleu*, ferner mit *cuneu* (it. *conio*; piem. *coni*, wie *ordi*, *öli*) und *-ariu* zusammenstellt und alle diese Wörter aus einer lat. Endung *-ii* > *i* für *-iu* erklärt. Aber zunächst ist *ariu* auszuscheiden, da das ital. *-iere* wie jetzt sicher ermittelt, aus dem frz. stammt. Piem. *coni* dürfte aus ital. *cọnio* entlehnt sein, mit dem es die Unregelmäfsigkeit in der Wiedergabe des lateinischen Vokals teilt (es wäre piem. *u* zu erwarten), während siz. lecc. *cugno* regelmäfsig sind. *cọnio* selbst ist aber wohl nichts andres als das frz. *coin*, mit dem es die speziellen Bedeutungen 'Stempel', 'Gepräge', 'Schlag' = 'Art und Weise' gemein hat; *cuneo* dagegen (Ausdruck der Architektur u. s. w.) ist die aus dem lateinischen entlehnte Form. In echt volkstümlicher Verwendung aber ist das Wort durch andere Ausdrücke wie *bietta*, *zeppa* verdrängt worden.

Einen anderen Weg schlägt Meyer-Lübke für *oleum* ein (Einf. 135). Meyer-Lübke meint, die römische Volkssprache hätte bei dem Exportartikel 'Öl' überall eine dem Griechischen näher stehende Form *-αιον* = *-eum* erhalten und verweist auf alb. *spelə* 'Höhle' aus *speleum* (σπήλαιον). Da aber dieses Wort so viel ich weifs sonst nirgends auf römischem Boden erhalten ist, so liegt der Verdacht nahe, dafs es, allerdings bereits in älterer Zeit, aus dem Griechischen entlehnt ist. Im Lat. ist das Wort jung und wird *spēlǽum* betont, Verg. ecl. 10, 52, während stets *ŏlĕum* gemessen wird. — Der Ölbau war aber schon während der Republik in ganz Italien eingebürgert, also zu einer Zeit, wo das Hiatus-*i* schwerlich schon konsonantisiert war; wurde ja Ölbau zu dieser Zeit sogar an der gallischen Südküste betrieben, so dafs die römischen Behörden, um die italische Landwirtschaft zu schützen, Wein- und Ölbau hier verboten; das hatte eine starke Ausfuhr von Öl und Wein ins Rhonegebiet zur Folge. In der Kaiserzeit ist aber das Verbot jedenfalls sehr bald aufgehoben worden und das südliche

Gallien wurde „gleich Italien und Andalusien ein Land der Olive und der Feige".[1])

Andrerseits zeigt aber die grofse Verbreitung der abweichenden Behandlung, dafs sie sehr alt sein mufs.

§ 72. Da gibt es nun folgenden Ausweg. *Oleum* und *hordeum* sind Stoffbegriffe. Solche sind häufig von Mengenbezeichnungen abhängig und mufsten in diesem Fall in gut lateinischer Zeit im Genitiv stehen: *tres modii hordei, sextarius olei* etc. Ob dies nun in der Volkssprache als *ordei olei* erhalten blieb oder zu *ordi oli* kontrahiert wurde, jedenfalls waren hier die Bedingungen nicht vorhanden unter denen der vorhergehende Konsonant hätte jotaziert werden können. So haben wir *Vincentii* > *Vincenti* abweichend von *Vincentia* > *Vincenza* (Ascoli l. c.). Diese häufig gebrauchten Formen konnten nun sehr wohl den Nominativ und Akkusativ aufhalten, so dafs unter ihrem Einflufs *hordium olium* dreisilbig blieb. Die Genitive verschwanden zwar später, als die Sprache statt ihrer die Umschreibung mit *de* durchführte; aber ihre Wirkung blieb bestehen.

§ 73. Übrigens werden sich auch bei der Palatalisierung des *l*, *d* u. s. w. durch *i̯* wie bei der des *t* (§ 56, 60) die verschiedenen Bevölkerungsgeschichten verschieden verhalten haben. Eine Spur davon liegt wohl in dem Ortsnamen *Orléans*, afr. *Orliens* (2-silbig) statt zu erwartendem *Oreilliens* vor. Als die Stadt unter Kaiser Aurelian (250—75) den Namen *Aurelianum* empfangen hatte, blieb im Volk gewifs noch lange die alte Bezeichnung *Genabum* üblich. *Aurelianum* war gewifs einstweilen blofs die offizielle Bezeichnung, die man demgemäfs sorgfältiger d. h. *Aurelianum*, nicht *Aurel'anum* aussprach. Als sie nun populärer wurde, war der Übergang von *lia* zu *l'a* nicht mehr möglich.[2])

§ 74. Bei der Frage nach *-ti̯-* haben wir zunächst Umschau gehalten, wie sich die übrigen sprachlichen Erscheinungen zu dem von Horning angenommenen Entwicklungsgang ver-

---

[1]) Mommsen, röm. Gesch. II 161, 392. V 96.

[2]) Ähnlich werden sich wohl eine Reihe anderer Ortsnamen: *Tourly, Orly, Chambly* deuten. Lindstr. l. c. 54f. Juroszek S. 704.

halten (§ 57); und die Bedenken, die dieser Vergleich in uns aufsteigen liefs, haben sich durch die weitere Untersuchung als vollständig berechtigt erwiesen. — So glaube ich nun überhaupt, dafs wo es sich um Entwicklungen handelt, für die nur zweifelhafte und sich widersprechende Belege vorhanden sind, erst die Betrachtung des gesamten Sprachzustands und die aus dieser hervorgehenden Analogieschlüsse uns den Schlüssel zu einer richtigen Deutung derselben in die Hand geben. Das gilt auch für die Frage nach der Entwicklung des gedeckten Zwischentonvokals im Französischen.

Über die Entwicklung des freien herrscht ja dank Darmesteter vollständige Klarheit. So viel ich weifs, ist nur einmal und zwar mit sehr unzureichenden Mitteln sein Gesetz bestritten worden, von Clédat in Rev. de Phil. frç. XVII 226. Clédats Ansicht geht dahin dafs sich *a* von andern Vokalen in dieser Stellung nicht unterscheide. Die meisten Wörter, in denen es sich als *e* erhalten habe, seien Ableitungen von Verben aus der 1. Konjug., wo das Zusammengehörigkeitsgefühl das *e* gerettet hätte. Cl. hat offenbar nicht Ortsnamen wie *Catalaunos* > *Chaelons* — *Chaalons, Senaparia* > *Sennevières* (Indre-et-L.), *Vultaconnum* > *Voultegon* (Deux-Sèvres) etc. im Auge gehabt, ferner nicht Fälle wie *catalectu* > *chaelit, calamellu* > *chalemel.* Wie in *Aleman, pareïs* ein gelehrter Einflufs das e gehalten haben soll, ist auch nicht recht begreiflich.

Die von Clédat angeführten Fälle sind verschieden zu beurteilen. *alabastru* (älteste frz. Form *albastre*) war als gelehrtes Wort allerhand Umdeutungen ausgesetzt vgl. *labastre, enlabastre, laubastre* (s. Godfr., l. *lanbastre*?), *alabaustre* (so auch provz.) etc. Ist die Entstehungsweise dieser Formen unklar, so ist *albastre* klar: es ist natürlich von lat. *albu* und den davon abgeleiteten frz. Fremdwörtern beeinflufst. Ebenso ist *scarabaeus* (frz. *escharbot*) als Namen eines kleinen unwichtigen Tieres allerhand Umgestaltungen ausgesetzt gewesen, wie schon die Endung *-ot* (auch *-ote* findet sich) für *-ieu* zeigt, ferner *charabot, escharaveau,* prov. *escaravach, -ai, -at* (s. Levy s. v.); das moderne prov. und seine Mundarten zeigen eine ganze Reihe solcher Umstaltungen. Ferner *merveille* neben älterem *mereveille, merrai, donrai* etc. charakterisieren sich als jüngere Synkopen, hier ist überall *r* in der Umgebung des Zwischen-

tonvokals und so sind denn die kürzeren Formen verallgemeinerte Schnellsprechformen mit *r̥*. Aus dem Schwanken, zwischen silbischem und unsilbischem *r̥* je nach verschiedenen Tempoformen erklären sich dann analogische Bildungen wie *prenderai*, *poverin* ML I 275, wir haben die § 31 zur Sprache gebrachte Erscheinung. Dafs aber *menrai*, *donrai* (*merrai*, *dorrai*) nicht wie Cl. will, Überreste eines älteren Zustands sind, die dann später nach dem Infinitiv wieder zu *menerai*, *donerai* umgemodelt worden sind, beweist gerade ihre Form. Wäre hier *a* behandelt worden, wie sonst *e i o*, so müfste es in den meisten Mundarten **mendrai* **dondrai* heifsen wie *vendrai* (*venir-aio*), *repondrai* (*reponer-aio*) etc. Was dann *monasteriu* betrifft, so ist es von Cl. wohl mit Recht mit *ministeriu* in Verbindung gebracht worden. Nun ist aber zu bedenken, dafs in diesem der Ausfall des *i* nicht erst frz., sondern bereits lateinisch ist (Rydberg, Zur Gesch. des *ə* I 12). Im lat. aber mufs es ein **monisteriu* gegeben haben, wie bereits ML I 274 voraussetzt, wegen prov. *mostier* und dial. daneben *monestier* (nicht *monastier*), auch heute in Ortsnamen *Monétier*, *Monestier* und *Moustier*, so dafs mit deren Hilfe eine teilweise Lokalisierung der beiden Formen möglich wäre, it. *monistero*, ahd. *münisteri*, ags. *mynster*. Da das Wort im lat. Fremdwort ist, wird sich *monisterium* als Einmischung von *ministerium* am allereinfachsten erklären.[1])

Aufserdem hätte Cl. noch die von Shepard (A contribution to the history of the unaccented vowels, Easton 1897 S. 65) angeführten Fälle *fimaretu* > *fembroi* und *vaslet* zuziehen können. Aber *fembroi* wird auf *fimoretu* zurückgehen wie *fembrier* auf *fimorariu* ML II § 15 und *fembrer* auf *fimorare*; bei *vaslet* ist es sehr fraglich, ob es zu *vassal* gehört. Da wir das gallische

---

[1]) Auch wenn sich die Existenz von lt. **monisterium* (*munistiri* z. B. Pard. II additam. n. 44, a. 719) nicht beweisen liefse, so wäre zu bedenken, dafs die lat. Synkope nicht wie die frz. von der Qualität des Vokals abhängt, sondern blofs von den umgebenden Konsonanten, wie sehr deutlich *colapus* > *colpus* zeigt. Im übrigen dürften im lat. die synkopierten Formen Schnellsprechformen gewesen sein, die lange neben den Lentoformen einhergingen und diese nicht sogleich vollständig verdrängten (vgl. Eul. *menestier*). Um so begreiflicher wenn ein Nebeneinander von *ministeriu* — *mi(n)steriu* statt der Doppelheit *monasteriu* — *mo(n)steriu* eine Doppelheit *monisteriu* — *mo(n)steriu* hervorrief. — Damit gebe ich die von mir Z XXIII 466 versuchte Erklärung auf.

nicht kennen, so können wir nicht sagen, ob zwischen *vassu* = *gwas* und *-ittu* nicht ein anderes fremdes Suffix gestanden sei als das fremde Suffix *-all-*.

Von den Ortsnamen, die z. B. Lindstr. l. c. 59 f. anführt, erklärt sich *Courville* aus *Curva-villa* (Marne) und das häufige *Neuville* aus *Nova-villa* durch Haplologie, unterstützt bei jenem durch Einmischung von *cour(t)*, bei diesem durch häufige Eigennamen wie *Neuvy* (*Novu-vicu*), *Neuvilliers* (*Novu-villare*). *Cambray* (*Camaracu*) erklärte bereits Darmesteter durch Einmischung von *camera*.

§ 75. Ich glaube also nicht, dafs der geringste Grund vorliegt von der Darmesteterschen Formel abzuweichen, wonach ein Wort mit zwei unbetonten Silben vor der betonten in zwei Teile zerfällt und der Schlufsvokal des ersten so behandelt wird, wie in einem selbständigen Wort.

Würde nun dieses Gesetz auch auf jenen Fall ausgedehnt, wo der Zwischentonvokal gedeckt ist, so böten sich als Analogien unter zweisilbigen Worten blofs Verbalformen: *amant* > *aiment*, *dicunt* > *dient*, *amarunt* > *amerent* wie *ament* > *aiment*, *debent* > *doivent*. Dürfte man die daraus zu ziehende Erfahrung verallgemeinern, so ergäbe sich, dafs jeder nachtonige gedeckte Vokal zu *e* herabsinkt und man dürfte schliefsen, dafs das auch für den zwischentonigen gedeckten Vokal gilt. Sehen wir, ob sich die Tatsachen damit in Einklang bringen lassen. Es würde dies also entgegenstehen der Annahme Meyer-Lübkes I § 344, wonach die Vokale in dieser Stellung bleiben und Behrens', der in *angoissier*, *chalongier* die regelrechten Resultate sieht[1]) und würde einigermafsen in Übereinstimmung stehen mit Shepard[2]), der zwar von *a* in dieser Stellung nicht spricht, aber *nuiternel* und *volenté* für die gesetzmäfsigen Resultate hält.

Leider gibt es sehr wenige entscheidende Formen.[3]) Belege wie *angoissier* aus *angustiare*, *colombier* aus *columbariu* lassen sich allerdings dutzendweise aufzählen, aber sie beweisen

---

[1]) Schwan, altfrz. Gramm.[5], S. 55.

[2]) l. c. S. 92.

[3]) Von den schwierigen Fällen, wo auf den zwischentonigen Vokal Dental + *i̯* oder Muta + Liqu. folgt (z. B. *Tanoclaria* zu *Tennelières*) sehe ich im folgenden ab, um die Frage nicht noch mehr zu komplizieren.

so wenig gegen die aufgestellte Annahme wie etwa afrz. *enorer* aus *honorare*, *marier* aus *maritare* oder *amorous* aus *amorosu* gegen das Darmesteterache Gesetz. Es bleiben fast nur Ortsnamen, von denen ein grofser Teil schon von Lindström zusammengestellt wurde. Scheiden wir auch da die grofse Zahl derer aus, die für unsere Zwecke nicht brauchbar sind, also alle, die als zwischentonigen Vokal *e* oder *ĭ* hatten, also eo ipso *e* ergeben mufsten, solche wie *Coulombier* aus dem angeführten Grunde, auch solche wie *Foucouzy*, *Landouzy* (S. 102, Anm. 3), *Exolvernum* > *Essouvert* (Deux-Sevrès), *Exuldunum* > *Exoudun* (Deux-Sèvres) bei denen *ou* sekundär aus *el* entstanden sein kann (vgl. *filicaria* > *fougère, d'illu* > *dou*), solche wie *Carantiacu* > *Charency*, *Chérancé* wegen *an* = *en*, *Ornain Ornois* (Lindstr. 43) das aus *Odornanem* über *Oërnain* oder über *Oörnain* entstanden sein kann[1]) etc.

So haben wir denn auf der einen Seite an widersprechenden:[2])

Avallon (Yonne) kann analogisch sein; ursprüngl. Akkus.: *Abállo, Aballóne.*

Bisconcella > *Béconcelle* (Seine-et-Oise, Orgerus). Da der Name *Bisconcella* (Kar. Zeit) aus lateinischem Material nicht zu erklären ist, wird es wohl auf einen Eigennamen zurückgehen *Bisconi-cella*. *Bécon* findet sich auch sonst in der Ortsnamengebung. Was für ein Name es ist, kann ich allerdings nicht ermitteln.

Gavarciacu > *Javarzai* (Deux-Sèvres); *z* ist bedenklich, so fern es den tönenden Laut wiedergibt. Um 1300 findet sich übrigens eine Schreibung *Javersayum*. *ar* könnte also erst aus *er* entstanden sein.

Sonzay (Indre-et-Loire), die Ableitung von *Seguneiacu* das in der Kar. Zeit belegt ist, geht nicht schon wegen des *z*. Juroszek S. 697 setzt wohl mit Recht *Secundiacus* an; als spätere Ableitung von einem Namen wie *Secundus* ist das Erhaltensein des *o* sehr begreiflich; vgl. Ortsnamen wie *Secundiniacu* > *Secondigny* (Deux-Sèvres), wo nicht nur Bewufstheit der Ab-

---

[1]) Es findet sich allerdings schon in früher Zeit einfaches *Orna Orninse* belegt (932, 965 etc.)

[2]) Im folgenden sind die bereits genannten Arbeiten über Ortsnamen, Longnons Atlas und die Dictionnaires topographiques benützt.

leitung, sondern auch gelehrter Einfluſs angenommen werden muſs. Dagegen würde *Sanzay* (Deux-Sèvres), wenn es auf demselben Namen beruhte und aus **Sëenzay* entstanden ist die richtige Entwicklung aufweisen. Ähnlich stehen *Jansé Jenzat* und *Jonzy Jonzac Jonzieux* (*Jucundiacu*) einander gegenüber, Jurosz. l. c. 680.

Sanctu-Augustinu > *Saint-Eustin* (1366) heute *Saint-Utin* (Marne). Unter gelehrtem Einfluſs, da sonst nicht *ü*, sondern *u* (*ou*) zu erwarten wäre.

Dafür sprechen andrerseits:

Solumniacu (Kar. Zeit) > *Soulangis* (Cher), der Name erscheint jedoch für andere Orte in der Gestalt *So(l)lemniacu*. Vielleicht handelt es sich also um ungeschickte Latinisierung. Auſserdem ist Dissimilation möglich; s. Juroszek, S. 703 f.

Columbariu > *Coulmiers-le-Sec* (Côte-d'Or) *Coulmier* (Meuse); im Mittelalter *Collemier* mit ungeklärtem *mb* > *m*, das aber erst secundär sein kann, da aus **Columariu *Coumier* werden müſste. Kann Dissimilation sein.

Sanctu-Saturninu: *Saint-Sernin*, *Saint-Cernin* zahlreiche Ortschaften zumeist im Süden, daneben auch noch heute als Bezeichnung des berühmten Toulousaner Bischofs und Märtyrers. Aus **Säernin*. Daneben steht aber *Saint-Sornin*, *Saint-Sorlin* aus **Säorlin*, wohl unter gelehrtem Einfluſs. Rein gelehrt: *Saint-Saturnin*.

Vesontione > *Besançon* vgl. Fœrster, Z. XIII 535; kann Dissimilation sein.

Cadurcinu > *Querci* Thomas, mél. S. 84 A. 7.

Beessin, *Beessin*, *Beiesin* afrz. = *Bessin*; nur hierher gehörig wenn nicht von *Baiocassinu*, sondern von der früh belegten Nebenform *Bagassinu* ausgehend.

Troiesin aus *Tricassinu*. Einfluſs von *Troies* ist nicht ausgeschlossen.

Camarciacu > *Chambrecy* (Marne); Einmischung von *camera-chambre*? Die späte Schreibung *Cambriciacu* stellt jedenfalls eine ungeschickte Latinisierung vor.

Cabardiacu > *Chevresis*, *Chaversy* etc. Jurosz. S. 681. Einmischung von *chevre*?; dieselbe Möglichkeit bei *Cheverny*, *Chevregny* und nicht beweisendem *Chabrignac* aus *Capriniacu* (jedenfalls *-prī-*) Jurosz. S. 703.

Liburniacu > *Leuvrigny* (Marne) Jur. ebda. *Liburniacu* ist aber wohl blofs erschlossen. Der älteste Beleg ist *Luvriniacu* 1158.

Arcambiata > *Archingeay* (Char. infér.), Jur. l. c. 571. Wäre beweisend, wenn sich herausstellte, dafs in der betreffenden Gegend *in* = *ẽ* die dialektische Widergabe blofs für *en* ist.

Isarnódurum > *Izernore* (Ain).

Gänzlicher Ausfall des Zwischentonvokals begegnet in den auf *Paterniacu* zurückgehenden Namen *Pagn(e)y* (Jur. S. 703), wofür wir *Paergny* oder *Paregny Parigny* erwarteten. Neben ganz unklaren Schreibungen wie *Pauniaco, -u, Paugney* (mit *r* > *l*?) begegnet aber *Parneium* etc. bereits von 1051 an. Frühere Vokalkontraktion oder entsprechend den oben angeführten *donrai merveille* zu erklären? Ganz unklar ist mir *Autessiodorum* > *Aucerre*, *Auçuerre*, wenn der Name nicht eher einem *Altiodorum* entspricht (Meyer-Lübke, Über die Betonung im Gallischen S. 36).

Von anderweitigem Wortmaterial kenne ich nichts, das wider die Regel wäre, d. h. das einen andern Vokal als *e* aufaufweist, wenn sich ein solcher nicht ganz ungezwungen als Analogiebildung nach anders betonten Formen fassen liefse. Für sie scheinen zu sprechen:

nocturnale > *nuiternel nuitrenel* (Shep. 92). In der ersten Silbe jedenfalls von *nuit* beeinflufst. Möglicherweise Dissimilation auf der Stufe **noitornel*.

gluttumía > *glotrenie gloternie* Thomas, Mél. S. 84. Wieder Dissimilation möglich.

Dasselbe gilt auch für *volenté volentiers* etc. Vgl. Fœrster Z. XIII 535.

§ 76. Die Beispiele sprechen also jedenfalls eher für als gegen die Regel, wenn sie auch nicht gerade sehr deutlich dafür sprechen.

Unter solchen Umständen fällt stark ins Gewicht, dafs wir von einigen Verben, bei denen die Zwischentonsilbe in den stammbetonten Formen zur betonten wird, trotzdem Nebenformen haben, die geschwächten Vokal aufweisen und zwar bereits in der älteren Zeit: so *chalengier* (*calumniare*); *manecier* (*minaciare* § 29); *correcier* (*corruptiare*); *roegnier* (*rotundiare*).

Besonders *chalengier* erscheint mir wichtig; es hatte wirklich *e*, nicht *an* > *en*, da es im pikardischen *calengier* geschrieben wird und noch heute in Mons *kalẽžẹ*, *-iẹ* lautet. Ferner ist hier anzuführen *crepantare*, pik. *craventẹr* heute *akravẽtẹ ẹkravẽtẹ* (Vermesse, pat. de la Fl. 13).

Auch das sehr alte *acheter* (z. B. Yv. 2883, 5084 gegenüber *achatent* (:) 5332) würde sich auf diese Weise als lautgesetzlich herausstellen, wobei man annehmen müfste, dafs das Gefühl für die Komposition verloren gegangen sei. Ich hätte demnach zurückzunehmen, was ich gegen die gleiche Behauptung Nyrops im Littbl. 1900 Sp. 64 geäufsert habe. — Dafs allerdings Nyrop sich der eigentlichen Schwierigkeit bei seiner — wie ich jetzt glaube — richtigen Lösung nicht bewufst geworden ist, scheint mir aus seiner Stellungnahme in der folgenden Frage hervorzugehen.

§ 77. Besonders nämlich scheint mir für meine Annahme zu sprechen, dafs eine Verbalendung, die ohne sie kaum in wahrscheinlicher Weise zu deuten war, nun sofort verständlich wird. Es ist die Verbalendung der 1. 2. (und wo diese Endung betont war auch der 3.) Person Pluralis des Konj. Imperf. der 1. Konjugation: *amissions* etc. Die Erklärung, die Meyer-Lübke II § 307 aufstellt, gibt zu Bedenken Anlafs. Meyer-Lübke sieht in dem *i* einen von der *ire*- Konjugation übertragenen Vokal, der sich unter dem Einflufs des *i* in der 4. 5. Imperf. Indic. durchgesetzt habe. Einerseits nämlich begreift man kaum, dafs der Einflufs der Singularformen (und ev. 3. Plur.) desselben Modus nicht stärker war als der der entsprechenden Formen des Impf. Ind., andrerseits sind die verschiedenen *e*-Formen schwer verständlich, von denen ML II, S. 351 selbst eine grofse Anzahl, meist aus Lothringen anführt.[1]) Nyrop, der Gramm. Hist. II 149 eine Anzahl äufserst interessanter Grammatikeraussagen des 16. 17. Jahrh. über *-issions -issiez* bringt, meint in Bezug auf diese Formen: „la science moderne n'a pas encore trouvé le mot de l'énigme".

Nach der oben angenommenen Entwicklung wären die richtigen Formen zunächst *-essions -essiez*, die sich ja tat-

[1]) Letzterer Umstand wird schon von Fœrster in seiner bekannten Anmerkung zu Erec 1449 gegen eine ähnliche Theorie Thurots zu Felde geführt.

sächlich finden, z. B. Roman de Troie 11618 (= Bartsch 11 fr. 171_{14}) A *amessoiz* F *amessiez* C *ameissiez* = BEGH *amissiez*; Jehan Bodel, Ch. des Sax. in B11 frç. 326_{25} C *gitesez* und so schon im Leodegarlied 222 *alessúnt*. Ebenso Erec C 1450 *alessiant*. Andere Beispiele für *e* gibt Fœrster in der genannten Anmerkung, ML l. c., ferner Görlich burg. Dial. S. 27 f. aus dem Burgundischen, wo die *e*-Formen sogar in den Singular eindringen,[1]) vereinzelte aus den südwestlichen Mundarten in den Sw. Mundarten 129, aus den nordwestlichen in den Nw. 83.

Entsprechendes sollte nun allerdings auch bei *-isse* und *-usse* zu finden sein. Tatsächlich erwähnt Görl., burg. Dial. S. 19 f., 135 f. derartige Formen: *constroignessens, veuillessins, tenescns* u. dgl. Es ist aber klar, daſs bei den übrigen Imperfekt-Konjunktiven der Vokal leichter der Analogie unterliegen muſste. Denn hier war das ganze Perfekt — diejenige Form, mit der der Konj. Impf. ja in innigster Beziehung steht — durchaus mit dem *i*- oder *u*-Vokal ausgerüstet, während bei der *a*-Konjug. das *a* (*-as -at -ames -astes*) mit *e* (*-erent*) und mit *-ai* (*-ai*) wechselte und *e* auch auſser dem Perf. gut vertreten war.

Dort wo sich die Endungen *-ions* (*iens*) *-iez* durchgesetzt hatten, konnte nun das *e* von *-essions* etc. zu *i* assimiliert werden; also *-essions, -essiez* > *-issions, -issiez*, vgl. *oreison* > *orison* *pareillon* > *parillon* u. a.

§ 78. Hier wäre noch die Frage anzuschlieſsen, wie sich Wörter verhalten, bei denen drei Silben dem betonten Vokal vorhergehen, ob auch hier jene Zweiteilung zustande kommt, infolge deren der erste Teil als Proparoxytonon behandelt werden muſste. Diese Frage ist von ML mit Hinblick auf **annotinense* > *antenois* bejaht worden (Z. XVII 320, vgl. auch Beton. im Gall. S. 5) und dabei muſs es, wie ich glaube, bleiben. Andere Beispiele wie **arboriscellu* > *arbreissel*, **loraminariu* > *loremier*, *paraveredu* > *palefroi* (mit unerklärtem *f*) stimmen dazu, obwohl sie wenig beweisen. Dagegen hat nun Rydberg Stellung genommen, Jb. VI 218, indem er eine zweite Gruppe von Wörtern unterscheidet, in der die 2. Silbe den Nebenton

---

[1]) Ganz unerhört ist allerdings der umgekehrte Vorgang auch im afrz. nicht. Die Prosanovelle von Ami und Amiles hat S. 38 *trovassient*, 60 *apruchassient*, 82 *gardassient*.

erhalte. Es ist aber nicht zu übersehen dafs fast alle seine Beispiele eine gedeckte zweite Silbe enthalten, worauf übrigens schon M L l. c. mit Hinweis auf *Carantenacu* > *Carennac* aufmerksam macht. Nun gibt es gar keine Proparoxytona, die im Bau diesen gänzlich entsprächen. Dürfen wir aus Fällen wie *encaustum* > *enque*, *supplicem* > *souple*, *Sanctu-Patroclu* > *Saint-Parres* (zwei Orte im Dép. Aube) einen Schlufs ziehen, so wäre es der, dafs jedenfalls die zweite Silbe in der Gestalt von *e* geduldet wurde. Vermutlich waren diese Worte im franz. Proparoxytona, solange die französische Sprache Proparoxytona überhaupt duldete: **soupleze* **enkeste*. Erst als solche überhaupt nicht mehr gelitten wurden, warf sie die dritte Silbe der Gliederung ⏑́×× ab, wo sie Endsilbe war, konnte sie aber gut beibehalten, wenn darauf die haupttonige Silbe des Wortes folgte. *Carennac* gegenüber *Charentenay* etc. ist vielleicht erst sekundär. So wäre also *Alamaniscas* > **Alemenesches* (> *Almenesches*) zu erklären wie *anate* > **anece* > *ane*. Es ist noch zu beachten, dafs das erste *a* in *Charentenay*, *Charentigny* etc. gegen die Rydbergsche Annahme spricht, weil *ca-* vor einer betonten Silbe zu *che-* wird (*cheval*). *Gevaudan* (Basses-Alpes) aus *Gabalitanu* macht Schwierigkeit wegen des *e*, nicht wegen des *au*. Es wird jedenfalls ursprünglich Adjekt. zu einem *Gabales* oder dgl. gewesen sein. Bei *Durocassinu* > *Dorgessin* (man würde erwarten *Dorchessin*) ist ebenfalls zu erwägen, dafs es von *Durócasses* abgeleitet ist, wodurch sich *o* länger halten konnte.[1]) Auf einiges, das noch unerklärt bleibt, bei der Rydbergischen Theorie aber ebenso unerklärt ist, wie das *o* in *Charentonnay* (neben anderweitigen *Charentenay*), *Auncdonnacu* (auch *Avedonacu*, *Audenacu*) > *Aulnay* (*-de-Saintonge*) brauche ich hier nicht einzugehen.

§ 79. Zwei Verba, die der Annahme dieser Behandlung zu widersprechen und für die Rydberg'sche zu sprechen scheinen, lassen sich erklären, wenn man die merkwürdigen Ausgleichsverhältnisse bedenkt, die sich bei ihnen, aber sonst kaum irgendwo vorfanden. Aus *hèreditáre* würde man **erdëer* erwarten. *herèditáre* ergäbe allerdings das afr. *ereter* (oder eher **ereder*?),

---

[1]) Betreffs *Augustodunu* > *Austodunu* s. ML., Beton. im Gall. 27, Rydberg l. c.

aber man kommt auch ohne dies aus, denn die stammbetonten Formen geben korrekt *eréte*. *hereditare* hat ja zunächst durch *èr*^{e}*d*^{e}*táre* passieren müssen, da aber auf dieser Stufe etwa ein *eréd*^{e}*tat* (und vielleicht auch noch das Subst. *erēde*) daneben stand, so blieb statt des zweiten ^{e} das erste. Vielleicht klang ein solches *e* vor dem Fall mehr gegen das *i* zu, so würde sich das *i* der Nebenform *criter* erklären.

Etwas anders lagen die Verhältnisse bei **cupiditare*[1]). Ähnlich wie bei *hereditare* wird hier *cupiditat* > *copéd*^{e}*tat* die Verstummung des ersten *e* in *cupiditare* > *cop*^{e}*d*^{e}*tare* verhindert haben. Hier konnte aber nicht die weitere Folge sein, dafs statt des ersten das zweite ^{e} fiel, da andrerseits **cupidus* (vgl. prvz. *cobe*) daneben stand, von dem ja unser Wort abgeleitet war wie *vanitare* von *vanu* etc. und das solange es bestand **cop*^{e}*de*, dann **cobde* hat lauten müssen. So blieben denn beide ^{e} wohl solange stehen, bis das intervokalische *d* fiel, worauf *ee* zu *ei* dissimiliert wurde, vgl. provz. *cobeetat* Bocci 230 = *cobeitat* und *cobeetar* Bocci 173 = *cobeitar*. Dann aber drang das *ei* in die stammbetonten, das feste *t* in die flexionsbetonten Formen in Anlehnung etwa an Verba wie *espleitier*. Vgl. auch hier das prov. *cobeiteza* statt älterem *cobezeza*, *cobeeza* (*cupiditia*).

---

1) Ich bleibe durch diesen Ansatz bei dem von Bréal, Scheler und Meyer-Lübke verfochtenen Etymon. Das von G. Paris Rom. XXVIII 285 vorgeschlagene *cupedietare* (ähnlich Thomas: *cupidietare*) hat die Schwierigkeit, dafs die Existenz von *cuppedia* im sonstigen romanischen zweifelhaft ist und dafs auch kaum den Regeln der Wortbildungslehre Genüge geschieht. Ferner geht es schwer an, das frz. Wort von dem provz.: *cobezetat* = *cobeitat*, *cobezeytar cobezeiar* (Einmischung der Endung *eiar* = *idiare*) = *cobeitar* zu trennen.

Register.

Es wird nach Seiten zitiert. a = Anmerkung.

A. Allgemeinsprachliches.

B. Einzelsprachliches.

Wörter etc., die nur als beliebig gewählte Beispiele in irgend einer Erörterung dienen sollen, sind ohne besonderen Grund nicht aufgenommen worden, wohl aber mancherlei, was zwar nicht explizite, doch implizite im Text behandelt wird.

I. Romanische Sprachen.

Französisch.

Italienisch.

Portugiesisch.

Provenzalisch.
(Gaskognisch, Katalanisch.)

Rätoromanisch.

Rumänisch.

Sardisch.

Spanisch.

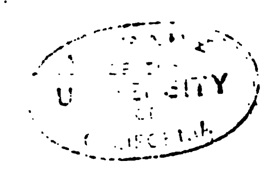
II. Die übrigen indogermanischen Sprachen.

A. Ostindogermanisch.

B. Westindogermanisch.

Albanesisch.

Germanisch.



Nachtrag und Berichtigungen.

Zu Seite 81—100.

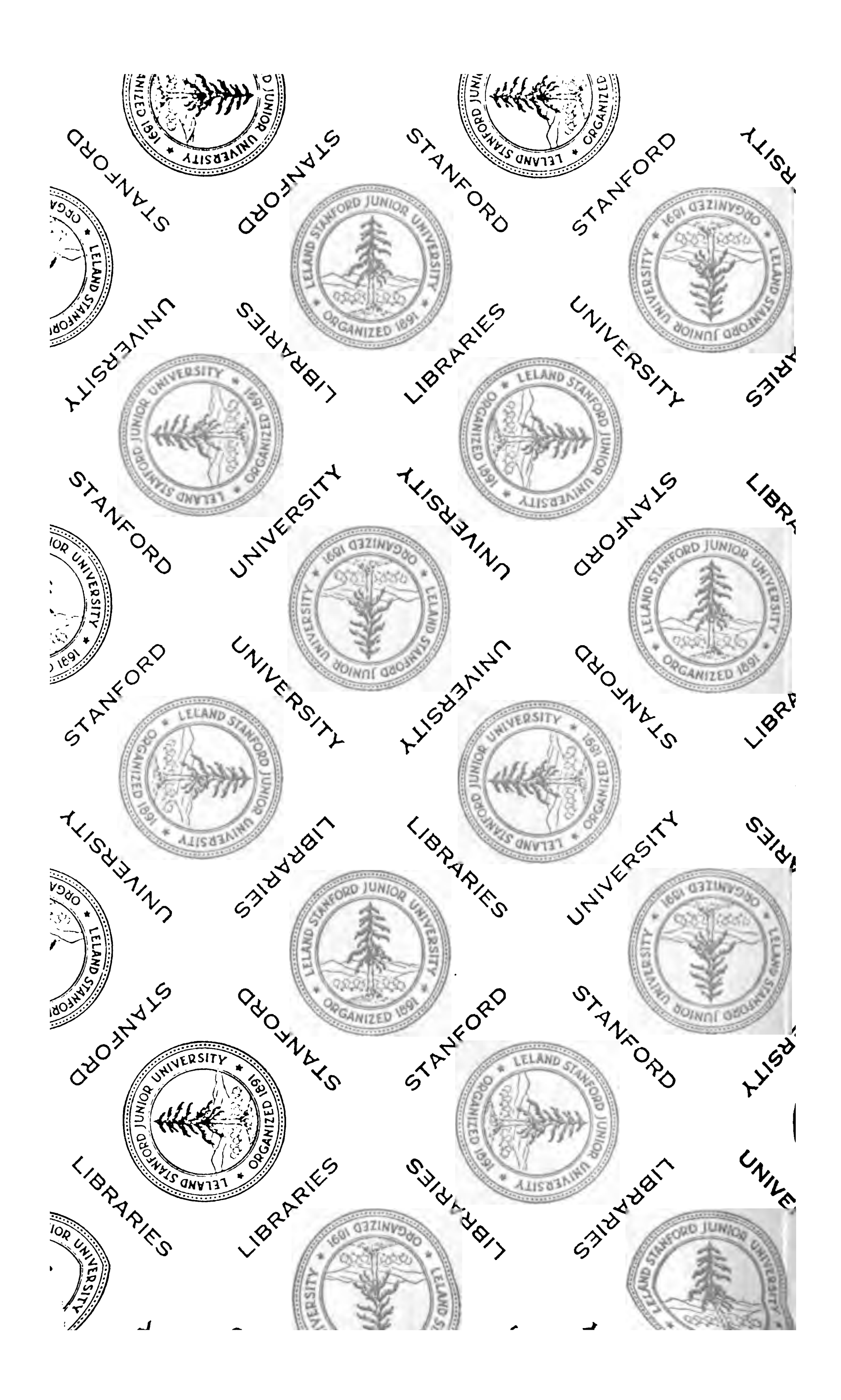
Während der Korrektur des letzten Bogens kommt mir **Pușcarius** Buch: Lateinisches *tį* und *kį* im Rumänischen, Italienischen und Sardischen, Leipzig, J. A. Barth 1904, in die Hände. Es freut mich zu sehen, dafs P. (S. 19) ebenso wie ich bereits vor zwei Jahren Z. r. Ph. XXVI (1902), S. 364 die Lautung *tsi* aus *tį* + Vok. als einen Kompromifs zwischen der volkstümlichen Aussprache *ts* und dem Schriftbild *ti* auffafst. Der Widerspruch dagegen, den er S. 160 f. zwischen den von mir dort aufgestellten Entwicklungsreihen und dem von ihm gebrachten Sprachmaterial finden will, löst sich wohl nahezu vollständig, wenn man bedenkt, dafs ich westromanisch blofs im geographischen Sinn (pyrenäische Halbinsel + Gallien) auffasse. Damit will ich ihm ja gar nicht die Berechtigung abstreiten, Rumänien und Sardinien als gesonderte Gebiete dem gesammten übrigen romanischen Sprachgebiet gegenüberzustellen, ich habe mich im Gegenteil bereits ebenfalls im Jahre 1902 über diesen Punkt in ähnlicher Weise geäufsert und nahezu dieselben Gründe dafür angeführt (ALL XII 598, XIII 140), wie es jetzt Pușcariu S. 3 ff. tut, wobei ich allerdings das 3. Jh. n. Chr. als Datum der Loslösung des Rumänischen für zu zeitlich halte. — Auf Einzelheiten bez. der Entwicklung von *tį* etc. auf italienischem und sardischem Gebiet einzugehen, wird mir das 2. Bändchen Gelegenheit bieten.

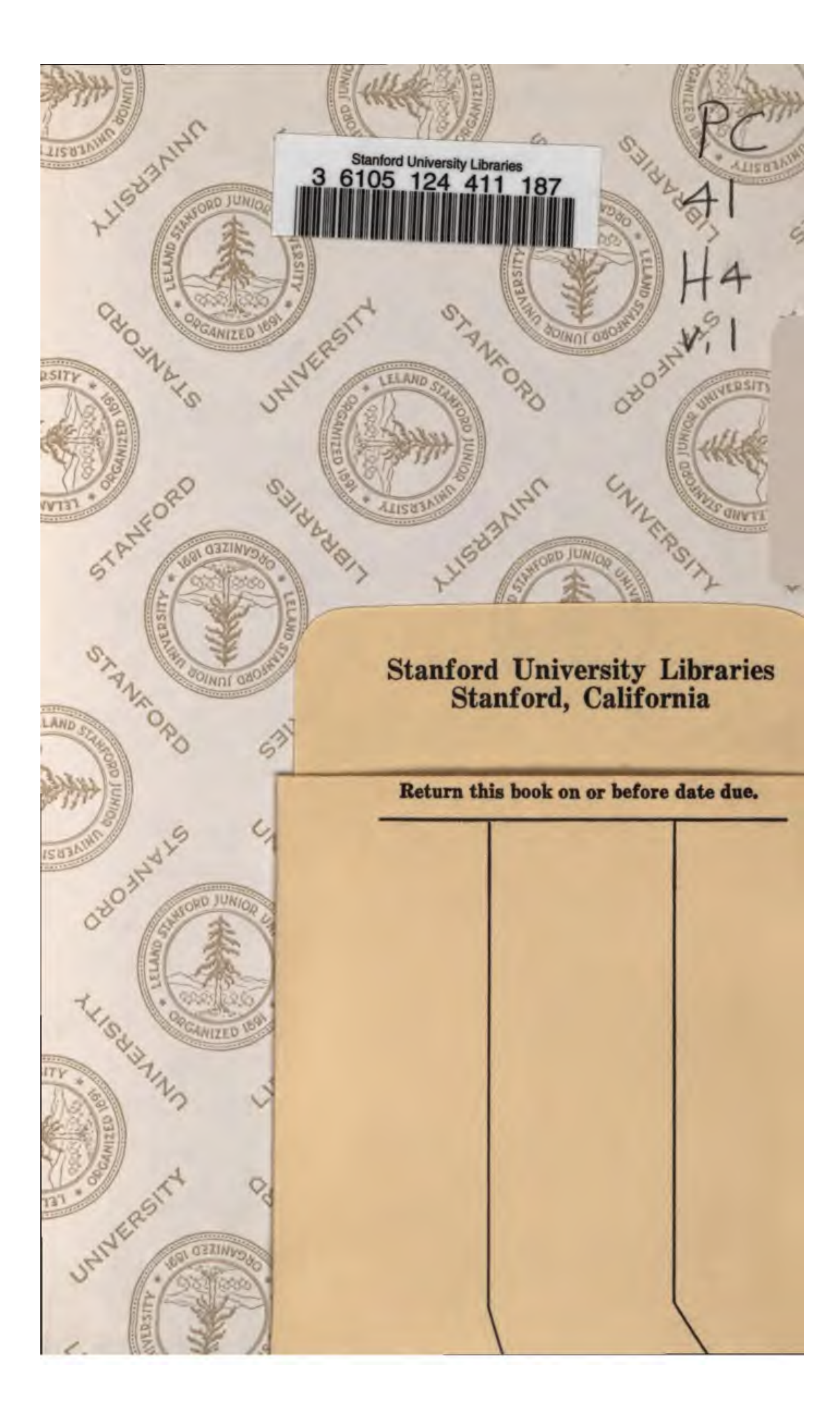
S. 2. Seitenkopf: DIE; S. 38. Z. 3 v. u. des Textes *perdit*; S. 89 am Schlusse der 4. Textzeile von unten: tilge **sich**.

S. 108. Z. 10. l. Deux-Sèvres.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. d. S.






Stanford University Libraries
3 6105 124 411 187
PC
41
H4
v.1
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

